Heimische und Fremde.

Ein Gemälde aus der Schweiz.

Roman

von

Louise Otto.

Dritter Band.

Leipzig,
Verlag von Heinrich Hübner.
1858.

I.

Morgenroth.

„Sie hat nicht abgelassen
Mit Bitten und mit Fleh'n,
Bis sie besiegt das Hassen,
Siegreich die Lieb' geseh'n."
Elfried von Taura.

Der See fluthete noch im grünblauen Dunkel der Morgendämmerung. Nur da und dort tauchten weiße Segel auf und der Ruderschlag aus kleinen Booten ließ silberne Blitze über die dunkele Fläche zucken. Dampfschiffe rauchten im Hafen und die Mannschaft säuberte mit runden Bürsten das nasse Verdeck. Graue Nebel wallten aus den Bergschluchten, senkten sich auf Zürich und seinen See und die blaue, leise rauschende Limmath. Die höheren Berge waren vom Nebel frei, selbst der alte Münster ragte darüber empor. Im Osten drängte aufflammende rothe Gluth dunkle Wolkenmassen am Horizont vor sich her — so roth

leuchtete es dort, als wollte sich das alte Schweizerbanner siegend entfalten im Kampf gegen die dunklen Mächte, die es ungern neben sich dulden. Aber es leuchtet siegreich voran und die goldene Sonne der Freiheit wird ihm folgen. Ein Widerschein dieses Rothes blinkt in sanftem Licht auf den fernen Alpen, den krystallhellen Firnmeeren und blendenden Gletscherzinnen, die dadurch näher zu rücken scheinen. Sie tragen ihre Häupter stolz über die Region des Nebels empor und überlassen ihm den Kampf in der Tiefe. Allmälich wird es heller und man erkennt die schmalen geradlinigen Streifen hellgrüner Weidealpen und blaugrünen Getanns, die sich aus der Schneeregion hinabziehen zu den spitzgezackten Säumen des Schwarzwaldes. Weiter unten ringt sich der Laubwald, der die niederen Berge krönt, und das heitere Gezitter der Reben auf schwellenden Hügeln auch aus den Nebeln der Morgenfrühe. Aber noch ist es ungewiß, ob sie steigen oder fallen, so wogen sie auf und nieder, indeß auch der Himmel mit Wolken bedeckt ist und einzelne davon mit purpurnen und goldnen Kanten sich säumen — aber die Sonne selbst zögert, zu kommen.

Im Hause des Professor Schönborn schlief noch Alles, da die Geburtstagsfestlichkeit erst lange nach Mitternacht geendet. Nur in Tuiska's Augen war kein Schlaf gekommen. Sie war die Nacht über mit sich zu Rathe gegangen, was sie nun zu thun habe, um den Fluch des Vaters von ihrem Haupte zu nehmen, der für sie in den Worten lag:

„Diese Dirne ist meine Tochter nicht.“ Einen solchen Augenblick des Wiedersehens hatte sie nicht erwartet und nicht ein solches Wort durfte ein Wiedersehen zwischen Vater und Tochter beenden — es hätte ja zu einer dauernden, schrecklichen Trennung führen müssen. Und wenn auch eine Kluft schon zwischen ihr und ihm entstanden war, seit er ihrer Mutter eine unwürdige Nachfolgerin gegeben — sie durfte sie nicht eine solche Tiefe und Breite erreichen lassen, über die keine liebend ausgestreckte Hand und kein Vatersegen mehr hinüberreichen konnte, sie mußte selbst eine Brücke schlagen über diese Kluft und hinüberwandeln, ehe es zu spät war! Alles, was von kindlicher Liebe und Pflichtgefühl in ihrem Herzen lebte, wachte wieder auf nach dieser plötzlichen Erscheinung ihres Vaters, die für sie doch nur eine zürnende gewesen. An die Stelle dieses Bildes mußte sie wieder ein anderes treten sehen, und auch umgekehrt vor ihrem Vater an die Stelle der Helvetia wieder ein anderes Bild seiner Tochter setzen. Seit sie ihm vor ein Paar Wochen auf sein Drängen zur Rückkehr und seine Vorstellungen, den Hof und den Fürsten nicht durch ein gänzliches Außenbleiben zu beleidigen, ablehnend geantwortet, hatte ihr der Vater nicht wieder geschrieben. Sie mußte annehmen, ihn beleidigt und erzürnt zu haben, aber sie mußte sich sagen, daß sie vor Gott und ihrem Gewissen nicht anders hatte handeln dürfen. Kam darauf auch manche trübe Stunde über sie, so doch keine der Reue, und sie fühlte sich jetzt erst glücklich, ein Asyl gefunden zu haben, in dem sie die Nach-

stellungen eines Fürsten nicht erreichten, der in ihrem eignen Vater ein Werkzeug seiner Pläne fand. Es ahnte ihr wohl nichts Gutes bei dem Schweigen ihres Vaters — aber das konnte sie am wenigsten denken, daß er selbst kommen werde, um sie hier aufzusuchen — oder abzuholen. Wußte sie doch, wie verhaßt die Schweiz ihm war, noch mehr, wie unangenehm die bürgerliche Verwandtschaft seiner ersten Frau! Indeß sie hatte auch schon nachgerade lange genug in Zürich gelebt, um nicht allein an sich selbst zu erfahren, daß hier schon manch aristokratischer Hochmuth der Ausländer theils gebrochen, theils verleugnet ward, wie selbst viele Hochgestellte und Vornehme aus ihrem Kreis, die daheim jeden Verkehr mit dem Bürgerthum scheuten, geringschätzend und sich lustig machend von den Bewohnern der Alpenrepublik sprachen, doch in der Schweiz selbst ganz anders redeten und sich genirten und Personen aufsuchten, deren Bekanntschaft sie daheim verleugnet hätten. Ihr Vater konnte möglicherweise auch handeln gleich diesen. Er konnte incognito hierherkommen, oder er konnte dann auch daheim von einer Schweizerreise erzählen, die er diplomatisch als geheimer Beobachter gemacht, und die schwachen Seiten dieses Volkes aufdecken, die er etwa gefunden oder ihm andichten, was er nicht gefunden. Er wäre nicht der Erste gewesen, der hier heuchelte und schmeichelte, um dann dort sich lustig zu machen und zu spotten.

Tuiska verlor sich in Grübeleien über die Bewegungsgründe ihres Vaters zu dieser Reise und über sein plötz-

liches Erscheinen und Verschwinden von gestern. Nach Uli's Mittheilungen konnte sie voraussetzen, daß er sie noch am Abend entweder hatte aufsuchen oder das Fest im Hause ihrer Verwandten hatte beobachten wollen. Sie begriff, daß es für ihn ein entsetzlicher Anblick sein mußte, seine Tochter im Gewande und mit den Emblemen der Helvetia zu sehen, aus ihrem Munde Worte der Freiheit zu hören — gefolgt von dem Zujauchzen einer ziemlich tumultuarischen Gesellschaft und von dem Gesang eines Freiheitsliedes, das so einfach und wahr eine Gesinnung aussprach, vor welcher einem Aristokraten und königlichen Beamten wie ihrem Vater die Haut schaudern und er hinter Zorn und Hohn die innerliche Beschämung verbergen und dämpfen mußte. War doch sie selbst ganz betäubt von dem, was um sie herum vorging, und hatte sie doch schon bereut, eigentlich mehr aus Trotz gegen Bertha, weil diese ihre Betheiligung an der Geburtstagsfeier gar nicht für möglich gehalten, als wie dem Oheim dadurch eine Freude zu machen, jene Rolle übernommen und damit eine Handlung begangen zu haben, deren Folgen und Tragweite sie gar nicht berechnen konnte. Die Begegnung mit ihrem Vater hatte sie gleichsam aus einer Betäubung in die andere geworfen.

Jetzt war Tuiska zu dem Entschluß gekommen, ihren Vater im Hôtel Baur aufzusuchen. Es konnte ja sein, daß er abreisen wolle, ohne sie gesehen zu haben — oder wenn er auch sie bei ihren Verwandten besuchen wollte: sie mußte beidem suchen zuvor zu kommen. Wenn er kam,

wußte sie jetzt, konnte es nur zürnend sein, und dieses Zürnen in gleichem Grade ihre Verwandten treffen. Ihr Gerechtigkeitsgefühl sowohl als ihr Stolz geboten ihr, dem Vater zu erklären, wie Alles gekommen, und weniger die eigene, als die Rechtfertigung ihrer Verwandten zu versuchen, damit nicht diese für alle Liebe, mit der sie Tuiska aufgenommen, noch durch ein Mißverstehen des ganzen Hergangs von ihrem Vater Zorn oder Beleidigung erführen. Vor Allem mußte sie ihn allein sprechen, ohne fremde Zeugen, kein Drittes durfte sich zwischen Vater und Tochter stellen, und sei es auch vermittelnd. Darum hatte sie auch Niemanden ein Wort von dieser plötzlichen Begegnung gesagt und darum verließ sie schon das Haus, wie noch Alles schlummerte, um völlig unbemerkt und unbefragt zu bleiben.

Nach guter Schweizersitte, die keine Diebe zu fürchten braucht, fand sie den Ausgang unverschlossen und trat hinaus in die dämmernde Landschaft. Es war noch ziemlich einsam auf der Straße. Nur einige stattliche Kühe kamen des Weges, um zur Tränke zu gehen und dann auf die Weide hinaus zu schreiten. Ein paar Arbeiter, mit Aexten über den Schultern, waren die ersten Menschen, die ihr begegneten.

Der Eine hob die Axt, deutete auf das Morgenroth und sagte: „Es wird einen tüchtigen Sturm geben — das ist heute sicher!“

Und der Andere antwortete: „Sturm ist gewiß, aber

ich glaube auch, der Nebel steigt noch und bringt mit dem Sturme ein Unwetter, wie wir lange keines erlebt!"

„Wohl dem, den es nicht trifft!" bestätigte der Andere — und nun boten Beide Tuiska höflichen Morgengruß.

Unwillkürlich fuhr sie zusammen — heute war es nicht Furcht vor den Männern, wie sie zuweilen empfand beim ungewohnten Alleingehen — heute war es Erschrecken, weil die ersten Worte, die sie hörte, Sturm und Unwetter verkündeten — sie wußte recht gut, daß sie einem schlimmeren Sturm entgegenging, als dem, der dort von dem rothglühenden Himmel drohte — und es war ihr, als sei diese Prophezeihung symbolisch für sie gesprochen. Sie fühlte, daß sie ihre ganze moralische Kraft zusammennehmen müsse, um dem Unwetter Stand zu halten, dem sie mit stolzen Schritten sich näherte. So erreichte sie das Hôtel Baur. Ein Wagen hielt eben davor — ein Hausknecht packte Koffer darauf, ein pünktlicher Reisender harrte an der Thür, übrigens sah im Hôtel noch Alles ziemlich schlaftrunken aus und Nichts erinnerte an das Leben, das den Tag über hier zu herrschen pflegt.

Tuiska blieb in einiger Entfernung stehen — sie wollte warten, bis der Wagen fortgefahren — vielleicht war ihr Vater unter denen, die ihn benutzen wollten, dann konnte sie ihn hier sehen und zurückhalten — außerdem wollte sie nachher nach ihm fragen. Gespannt richtete sie ihre Blicke auf das weite Portal — noch ein paar Reisende traten daraus hervor und stiegen ein, der Kutscher gab mit Peitschen-

knallen das Zeichen zur Abfahrt, die Pferde klirrten mit ihren Schellen und fuhren lustig dahin.

Plötzlich fuhr Tuiska zusammen — aber nicht ihr Vater, sondern Uli Fehringer stand ehrerbietig grüßend an ihrer Seite und sagte: „Ich habe Wache gestanden; Herr von Bodenrieth ist noch hier."

Tuiska vermochte kein Wort zu erwidern, so fühlte sie sich erschreckt. Es kam auch wieder etwas von dem alten Stolz über sie, mit dem ihre Seele sich gegen diesen einfach edlen Schweizer bäumte, den sie sich vorgenommen, zu demüthigen, und dem sie immer etwas sollte zu danken haben. Warum fand sie ihn immer auf ihrem Wege? Doch nur, weil auch er sich vorgenommen, sie zu demûthigen — er hatte sie gestern schwach gesehen, das ertrug sie nicht — er mußte es noch empfinden, daß, wenn der Zufall einmal in einem Augenblick einen Mann zum Vertrauten einer Dame mache, dies ihm kein Recht gäbe, sich weiter in dies Vertrauen zu drängen, sie mußte ihn an die Achtung erinnern, die er einer Dame ihres Standes schuldig sei. Aber sie fand im Augenblick keine andern Worte als die mit schneidender Kälte gesprochenen:

„Sie sehen, ich brauche heute Ihrer Dienste nicht."

Er sah sie prüfend an: war das dieselbe Tuiska, die ihm gestern plötzlich „vertraut wie keinem andern Mann" — er hatte dies Wort getreulich bewahrt und bis zu diesem Augenblick es im Echo seines Herzens forttönen lassen — die nun heute so hochmüthig, wie bei ihrer ersten Be-

gegnung, sagen konnte: „Ich brauche Ihre Dienste nicht!“ Und doch! gestern war sie ihm eine Andere geworden — er konnte sich nicht mehr ganz in ihr täuschen, er brauchte ihr jetzt nicht lange in das stolze ernste Antlitz zu sehen, um darin zu lesen, daß sie nur vor ihm nicht schwach erscheinen wolle, und daß sie weniger ihm als sich selbst zürne, daß er sie so gesehen.

Er verbeugte sich vor ihr und sagte in verbindlichem Tone: „So war mein Gleichniß doch richtig gewählt: man lös't die Wache ab, aber verdoppelt sie nicht. Ich räume Ihnen meinen Posten und werde Ihnen nicht länger beschwerlich fallen.“

Sie antwortete nur mit einem nachlässigen Kopfneigen und er entfernte sich.

Mit hochaufgerichtetem Haupte ging er von dannen, obwohl er vorher nicht gedacht, daß er so von Tuiska scheiden werde. Er war in aller Morgenfrühe hierher gegangen, weil er gedacht, es sei doch möglich, daß ihr Vater mit der ersten Gelegenheit abreise, und dann hatte er wenigstens erkunden wollen, was sein nächstes Ziel, um der Tochter diese Nachricht zu bringen, wenn er sich auch kein anderes Einmischen zwischen Vater und Tochter erlauben mochte. Jedenfalls wollte er hier den Beobachter machen, bis Tuiska, wie er wohl voraussetzen konnte, selbst kam und vielleicht noch einen Auftrag für ihn hatte. Warum auch mußte er das thun? Warum nicht das ideale Bild der Helvetia von gestern sich bewahren, warum in einer nüchternen Morgen-

stunde dem hochmüthigen, kalten Mädchen wieder begegnen? Das Morgenroth, das auf seinen Pfad geleuchtet, kündete auch ihm mehr den Ausbruch eines unheimlichen Sturmes, statt eines klaren wolkenlosen Himmels, mehr ein dämmerndes Nebelmeer verworrener Gefühle, als einen strahlenden Sonnenaufgang.

Tuiska trat indeß in den leeren Wirthssaal. Eben noch so keck und entschieden, war ihr plötzlich, als sei ihr ganzer Muth gebrochen. Sie fragte eine Kellnerin nach dem Hofrath von Bodenrieth. Das Mädchen wußte keine Auskunft zu geben und suchte erst einen Kellner, den einzigen, der bereits auf den Füßen war. Der holte das Fremdenbuch und gab es der jungen Dame, die er dabei verstohlen musterte und sich nicht zu erklären vermochte, was diese zarte und elegante Erscheinung von dem aufgeblasenen Aristokraten wollen könne, noch mehr verwundert, als sie, nachdem sie Namen und Zimmernummer ihres Vaters im Buche gelesen, sagte:

„Sobald der Herr zum Erstenmale geschellt hat, führen Sie mich zu ihm auf sein Zimmer."

„Unangemeldet?" fragte der Kellner verwunderungsvoll. —

„Ja, unangemeldet!" wiederholte Tuiska kurz und bestimmt.

Aber es dauerte lange, ehe die Schelle, die das Zeichen geben sollte, ertönte. Schon ward im Saal der Frühstückstisch zum Table d'hôte arrangirt und schon erschienen ein-

zelne Gäste des Hauses, daran Theil zu nehmen. Tuiska flüchtete vor ihnen auf einen Balkon, den blühende Oleanderbäume schmückten.

Endlich meldete ihr der Kellner: „Herr von Bodenrieth ist aufgestanden und wünscht in einer Stunde abzureisen — wahrscheinlich erscheint er hier bald zum Frühstück.“

„Führen Sie mich hinauf!“ bat Tuiska und eilte, ihrem Vater zuvorzukommen.

„Dies ist die Thür!“ sagte der Kellner; „soll ich klopfen?“

„Nein, nein!“ rief sie beklommen — „ich öffne selbst.“ Aber sie stand noch lange zögernd mit klopfendem Herzen davor. Drinnen hörte sie ihren Vater auf- und niederschreiten — wartete sie, bis er der Thür sich näherte oder bis der Kellner sich zurückzog? Dieser that es zwar einige Schritte, aber nicht ganz, denn er war doch ein wenig neugierig, welcher Art wohl das Verhältniß sein könne, das diese Beiden zusammenführe.

Endlich wich das Thürschloß unter Tuiska's erneutem Drucke — sie trat ein — der Hofrath kehrte sich stirnrunzelnd nach der Thür, um zu sehen, welcher allzudiensteifrige Kellner es wage, bei ihm ungerufen einzudringen — seine Augen trafen mit einem furchtbaren Ausdruck auf die Eintretende.

Vater und Tochter standen einander stumm gegenüber.

Der Hofrath zählte nahe an sechszig Jahre — aber seit dem Tode seiner ersten Frau hatte er durch allerlei Toilettenkünste sich wieder verjüngt. Zwei Reihen falsche blendendweiße Zähne waren an die Stelle der früher lückenhaften getreten, eine dichte, schwarze Perrücke verdeckte sowohl Platte, als graugewordenes Haar, und es schien sogar, als ob das unsichtbare Schnürchen, mit dem sie befestigt war, sich auch bemühe, die Runzeln der Stirnhaut zu plätten, wodurch sich auch die Augenbrauen in die Höhe zogen und so den geöffneten Augen noch etwas Starreres und Stechenderes gaben, als sie immer gehabt, besonders in diesem Augenblick, wo sie seine Tochter mit Erstaunen und Mißbilligung zu messen schienen.

Tuiska ging auf ihren Vater zu und ergriff seine Hand.

Er zog die Hand zurück, als habe ihn eine Schlange berührt, schlug die Arme ineinander, um sich so gleichsam vor jeder ähnlichen Berührung zu sichern, und sagte kein Wort, indem er sich nur bemühte, seinem Gesicht den Ausdruck marmorkalter Ruhe und Verachtung zu geben.

Tuiska begann: „Verzeihung, wenn ich hier Dich überfalle — ich komme, um ein Mißverständniß aufzuklären, von dem ich nicht weiß, ob es nicht so viel Gewalt über Dich habe, daß es Dich zur Abreise vermögen könne, ohne meine Erklärung gehört zu haben —"

„Das war allerdings ein richtiger Schluß," antwortete der Hofrath, „ich sah und hörte genug, um weiter keiner Erklärung zu bedürfen — Du brauchst Dich auch jetzt nicht

zu bemühen, mir eine solche zu geben;" — er sah nach seiner goldenen Uhr, wie er diplomatisch zu thun gewohnt war, wenn er bei einer Audienz, die er gab, andeuten wollte, daß es Zeit sei, zur Sache zu kommen oder zu gehen — „ohnehin," fuhr er fort, „sind meine Minuten gezählt — in einer halben Stunde werde ich aufbrechen."

„Nicht ohne mich," sagte Tuiska bestimmt, „oder nicht ohne mich gehört, noch weniger ohne mir gesagt zu haben, in welcher Absicht Du hierher kamst, wenn es nicht die war, mich wiederzusehen."

„Diese Absicht war erreicht," antwortete der Hofrath, „es genügt mir vollkommen, wie und wo ich Dich gestern gesehen, um ferner nie mehr Verlangen darnach zu tragen;" und dann sich selbst unterbrechend, fuhr er auf: „Und Du kommst hierher, mich zur Rechenschaft zu ziehen über die Motive meiner Reise, meines Handelns? Du erfrechst Dich, in diesem Tone mit mir zu reden?"

„Vater, was hab' ich denn gesagt, das ein Kind nicht zu dem Vater sagen dürfte?" rief Tuiska; „erzwingen will ich nichts, als daß Du mein Bitten hörst, meine Vorstellungen! — dann verurtheile mich; verhänge über mich, was Du willst — nur scheide nicht im Zorne von mir, laß nicht die gräßlichen Worte, die Du gestern sprachst, Deine letzten zu mir sein, sie nicht wie einen entsetzlichen Fluch durch mein ganzes Leben hallen! O Vater, es ist schrecklich, eine Mutter durch den Tod zu verlieren — aber es ist noch schrecklicher, einen Vater zu verlieren, der noch am Leben!"

Die langverhaltenen Thränen brachen hervor, und als sie jetzt noch einmal seine Hand faßte, war er doch nicht hart genug, sie wieder zurückzustoßen.

Aber indem er die Erschütterte an das Sopha führte, sagte er mit seiner gewohnten eisigen Kälte: „Ich bin in der That gespannt zu hören, was Du zu der Entschuldigung Deiner Betheiligung bei der ganzen nächtlichen pöbelhaften Scene zu sagen gedenkst — aber laß dabei jeden theatralischen Affect aus dem Spiele, sonst denke ich, Du bist noch in der Rolle von gestern."

Tuiska erzählte so einfach als möglich den ganzen Hergang, daß sie, um dem Oheim, der sie so freundlich in seinem Hause aufgenommen, eine Freude zu machen, sich bei dieser Geburtstagsaufführung betheiligt habe, wie sie sonst in der Residenz sich bei ähnlichen betheiligt — daß nachher das Ganze einen volksthümlichen Charakter angenommen, habe sie nicht vorher wissen können, und eben da sich zurückziehen wollen, als ihr der Vater so plötzlich entgegengetreten — aber noch heute vermöge sie nichts Unwürdiges in ihrer Handlung zu finden.

„Und wer war denn der Ritter an Deiner Seite?" fragte der Hofrath höhnisch. „Ohne Zweifel ein Nachkomme Tells, der gern an mir zum Meuchelmörder geworden wäre, gleich jenem? Vermuthlich ein Courmacher von Dir, dem mehr, als dem Onkel, zu gefallen, Du die Helvetia gespielt?"

Tuiska erglühte — im letzten Worte sprach der Vater aus, was sie selbst sich nie gestanden hätte, aus Stolz und Scham vor sich selbst, und das darum sie tief verwundend traf — ein Pfeil fuhr in ihre Brust, ein vergifteter obenein durch das profane Wort „Courmacher", das so gar nicht auf Uli paßte, am wenigsten ihr gegenüber — aber solche Wortpfeile treffen nur dann um so tiefer, wenn sie eine schon verwundete Stelle finden, und darum antwortete Tuiska mit einer von Unwillen bebenden Stimme, indem sie den Kopf stolz zurückwarf: „Das brauch' ich wohl nicht erst zu versichern, daß nie einer dieser Schweizerbürger sich mir wie einer Dame hat nähern dürfen, die in diese Kreise gehört — Du erschrakst und zürntest, weil Du mich inmitten dieser Menge stehen sahst — aber so isolirt und so über ihr hab' ich mich immer in jeder Beziehung gehalten!"

An diesen hochmüthigen Worten schmeichelte sich der Hofrath seine Tochter wiederzuerkennen, zum Erstenmale begannen seine Züge sich jetzt ihr gegenüber ein wenig aufzuhellen, aber seine Worte behielten noch die alte Strenge. Er tadelte ihr Benehmen als einer Freiin von Bodenrieth unwürdig, er klagte sich selbst an, daß er darein gewilligt, sie von sich und in diese für sie so unpassende Sphäre zu lassen, wo sie sich unter den schädlichsten Einflüssen befinde. Er machte ihr Vorwürfe, daß sie auf seinen Wunsch nicht wieder zurückgekehrt sei, und wenn sie in ihrem Vorsatz beharre, könne er sie nicht mehr als seine Tochter anerkennen.

„Vater!“ rief Tuiska, „wie kannst Du Dein Kind verstoßen, Dein einziges Kind!“

Er sah sie mit einem eigenthümlichen, halb spöttischen, halb süßlichen Lächeln an — wohl ihr, daß sie es nicht verstand! — dies Lächeln sollte ihr sagen, daß sie vielleicht nicht lange dies einzige Kind mehr sei — aber er hielt es doch für gut, diese Zeitung nicht in Worte zu fassen, und sagte nur: „Ich kam allerdings hierher, nicht um Dich zu verstoßen, sondern um Dich abzuholen — aber die Situation, in der ich Dich gestern fand, ließ mich Dich als ein verlorenes Kind betrachten — ich fand Dich in einer unwürdigen Gesellschaft und unter unwürdigen Verhältnissen — Du gefährdest nicht nur Deine eigene Ehre, sondern ich gefährde die meines Namens und Wappens, noch mehr meines Amtes, wenn ich Dich länger in dem Hause eines Republikaners lasse, der nicht, wie ich dachte, ein friedlicher Gelehrter, sondern ein gefährliches Subjekt ist. Meine Stellung schon allein erfordert diese Verwandtschaft zu desavouiren. — Keinen Widerspruch!“ sagte er entschieden, als Tuiska die Lippen öffnen wollte; „entweder ich sage mich los von Dir — und dann kannst Du thun und lassen, was Du willst, oder Du machst Dich noch heute bereit, mit mir in die Heimath zurückzureisen.“

„Und welches Loos soll dort das meinige sein?“ fragte Tuiska mit gepreßter Stimme.

„Das wird sich finden.“ antwortete der Hofrath kurz und diplomatisch; „wer kann so etwas vorausbestimmen?“

„Soll ich in Deinem Hause wohnen?“ fragte Tuiska; „es schien, als sei ich dort sehr überflüssig —“

„Das wird nur auf Dich ankommen — ich meine das Letztere,“ entgegnete er mit Kälte; „denn in das Vaterhaus gehörst Du — den Hof hast Du Dir verscherzt!“

„Hab' ich das? Gott sei Dank!“ rief Tuiska und ein Stein fiel von ihrer Brust — so wollte man doch nichts Unziemliches mehr verlangen! Freilich: unter einem Dach zu wohnen mit der verhaßten, verachteten Stiefmutter — das war auch ein Loos, vor dem sie schauderte! Aber vielleicht konnte sie es sich so gestalten, daß es doch eher zu ertragen war, als das Bewußtsein, den Vater in Groll von sich scheiden zu sehen, seinen Fluch auf sich zu laden! Ihm zu gehorchen, wo er nur ein schweres Opfer, aber doch nichts Unwürdiges von ihr verlangte, gebot ihr ja doch die Kindespflicht. Sie hatte sich ihm bei den Absichten widersetzt, die er durch den Fürsten auf sie hatte, sie fühlte, daß sie die Kraft habe, sich dem bis zum Aeußersten zu widersetzen — aber sie mußte ihm willfahren, wo er Nichts forderte, als was das Einfachste und Natürlichste war, daß die Tochter im Hause des Vaters weile.

„Wann befiehlst Du, daß wir reisen?“ fragte sie.

„Diesen Nachmittag um vier Uhr. Bis dahin hast Du Zeit, Deine Sachen packen zu lassen und Dich zu verabschieden,“ antwortete der Vater.

„Willst Du mich dann bei Schönborn's abholen?“ fragte sie bange.

„Du wirst mir nicht zumuthen, dies Haus zu betreten,“ antwortete er verächtlich, „sage die Wahrheit, oder entschuldige mich mit Geschäften, wie Du willst, aber verhüte jedes Zusammentreffen mit mir und diesen Leuten.“

Tuiska fühlte, daß sie keinen Widerspruch mehr wagen durfte. Der Hofrath schellte. Er bestellte bei dem erscheinenden Kellner einen Wagen für die Dame und für sich seine bis Nachmittag verschobene Abreise.

Wenig Augenblicke darauf geleitete der Hofrath seine Tochter an den Wagen.

Als sie darin vor der „Flora“ anhielt, waren die Bewohner derselben nicht wenig verwundert, daß sie schon ausgewesen. Jetzt erst fand Tuiska Thränen, die sie am Halse der Professorin weinte. Sie sprach von ihrer Abreise, von ihrem Vater und wich nur in dem von der Wahrheit ab, was den gestrigen Auftritt betraf, den sie verheimlichte, um nicht zu verrathen, daß ihre Betheiligung an der Geburtstagsfeier den Zorn ihres Vaters veranlaßt. Ein Bilett habe sie zu ihm beschieden auf diesen Morgen und sie sei so früh gegangen, um ihr Geschick bald zu wissen.

„Ich scheide mit blutendem Herzen,“ sagte sie; „jetzt erst erkenn' ich all' Eure Güte und Freundlichkeit, und welch ein trautes Asyl ich hier gefunden! O, Du weißt es nicht, Tante, wie wohl ich mich hier zu fühlen begann — aber das weißt Du, welch entsetzliches Geschick es ist, an der Stelle Deiner Schwester eine Unwürdige walten zu sehen — ich weiß nicht, wie lang' ich's ertrage.

„Dennoch ertrag' es in dem Gedanken, daß ja Dein Vater sie gewürdigt, seine Gattin zu sein!" sagte die Professorin weinend; „aber vergiß nie, daß wir Dir immer eine zweite Heimath bewahren, daß Du uns fehlen wirst wie ein Kind des Hauses."

Bertha hatte gar keine Worte; sie schwamm in Thränen und brachte nur hervor: „Vergiß die Schweiz nicht!"

Und der Professor legte erschüttert seine Hand auf sie und sagte: „Das vierte Gebot ist wohl heilig — aber vergiß nie Gehorsam von Tugend zu unterscheiden."

Da flammte es in ihren Augen auf und sie sprach fast wie ein Gelübde: „Ihr werdet niemals Unwürdiges von mir hören — ich werde zurückkehren, ehe Gehorsam ein Verbrechen wird."

So schieden sie.

II.

Tante und Nichte.

„Wie oft für andre noch verborgne Triebe,
Bot Namen, holden Vorwand Schwesterliebe!
Ach Liebe selbst, durchsicht'ger Schleier
Durchschimmert, bald zerstört vom Feuer!
Adolf Doerr.

Es pflegt im Leben, besonders im engbegrenzten Frauenleben oft zu geschehen, daß in ihm lange Zeit, wohl gar Jahre hindurch ein Tag nach dem andern und so ziemlich wie der andere still und einförmig dahinfließt, ohne durch äußere Ereignisse oder innere Erfahrungen einen bemerkenswerthen Wechsel zu bieten. Es sind stille friedliche Zeiten, die, indem sie durchlebt werden, in ihrer Einförmigkeit oft den Dämon der Langeweile mit sich führen und die Sehnsucht nach Veränderung mit tausend phantastischen Träumen und schillernden Hoffnungen nähren — aber wenn

nun der Wechsel gekommen und das stille friedliche Leben vorüber, dann schmückt sich dies mit dem idealen Lichtglanz des siebenfarbigen Friedensbogens; wie ein verlorenes Paradies liegt es hinter uns und wie eine kindische Thorheit noch mehr: wie ein Frevel, der sich schwer bestraft, erscheint uns der Wunsch von einst, der nach einer Unterbrechung des harmlosen Stilllebens verlangte. Denn ist es einmal dahin und die Unterbrechung einmal gekommen, so ist es dann oft recht, als sei wirklich ein Damm gerissen, der bisher ein stilles Dasein umfriedete und als dränge nun eine Fluth von Ereignissen und Wechselfällen aller Art stürmisch darauf ein, Alles zerstörend, was in friedlichen Tagen aufgebaut, gleichsam als sei das Schicksal ein zurückgehaltener Strom, der nun gewaltsam nachholen müsse, was er vorher versäumt, der nun, statt die geträumten hoffnungbewimpelten Fahrzeuge herzutragen, nur Zerstörung und trübe Thränenfluthen mit sich bringt!

So wenigstens wollte es Liesli Suter erscheinen!

Wie still und harmlos froh hatten sie viele Jahre im Vaterhause gelebt, wenn auch Tante Babette's frömmelndes und starres Wesen ihr hier und da eine trübe Stunde bereitete, wenn auch die Rücksicht auf den fernen Verlobten sie um manche Jugendfreude brachte, um die sie andere Jugendgenossinnen beneidete! Sie fand ja auch dafür Trost in dem Gedanken, daß er zurückkommen und sie für ihr einsames Harren entschädigen werde. Daß dann ein holdes Ziel ihr winke, ein glücklicheres, freudenreicheres

Loos als das im Vaterhause, ein eigner Herd an der Seite des Jugendgespielen, des Mannes, dem sie vertrauen mußte, weil ihre theure sterbende Mutter in seine Hand das Geschick ihres theuersten Kindes gelegt, ein stilles selbstständiges Walten, wo kein pedantischer Vater und keine närrische Tante Babette ihr darein reden solle!

Nun plötzlich war die Einförmigkeit jener Jahre dem Wechsel gewichen. Die kindlich harmlosen Träume und Vorstellungen waren dahin und noch mehr als die Ruhe ihres äußeren Lebens war die ihres Herzens vernichtet durch eine hereinbrechende Fluth von Leidenschaft, die auch in ihrem Herzen Empfindungen aufwühlte, von deren Gewalt sie früher nie eine Ahnung gehabt.

Für empfängliche Gemüther liegt immer etwas Ansteckendes in der Leidenschaft eines Andern, die an ihr Herz sich wendet, um so mehr, wenn dieses Herz schon mit Zündstoffen erfüllt ist, die nur auf den Funken harren, der sie in Brand zu setzen vermag!

So war es bei Liesli.

Wir wissen, wie jahrelang sie mit der Vorstellung genährt worden war, die Braut eines lieben Jugendgespielen zu sein, und wie es sie verletzte, daß Uli, als er noch einmal förmlich im Familienkreise ihr verlobt ward, dennoch ihr gegenüber diese Verlobung erst noch davon abhängig machte, ob ihre Herzen auch einander frei in Liebe wählen würden. Liesli grollte darüber, weil sie damals noch meinte, der Elternwille genüge auch die Wahl des Herzens

zu lenken. So kam sie in jenen unglücklichen Zustand: sie erschien sich verschmäht und dadurch in ihren stolzesten Mädchengefühlen verletzt — und in jenen unglücklichsten aller Zustände: sie verstand sich selbst nicht, sie wußte selbst nicht, was sie wollte! Sie hatte zurückgezogen von der Männerwelt gelebt, aus der ihr keiner werbend nahte, weil man wußte, daß sie Braut war, und noch weniger hätte sie selbst einem Mann ein Zeichen der Liebe gestattet noch gegeben. Nur an Einen unter Allen, die je in ihren Kreis gekommen, hing sie mit einem Gefühle von Dankbarkeit und Achtung, das eben so natürlich als unschuldig in ihr lebte, denn dieser Eine war ein Gespiele ihrer Kindheit, ihr Beistand, der Retter ihres Vaters und Bruders in den Tagen der schrecklichsten Gefahr, der Freund ihres Bräutigams; dieser Eine war Willi Luckhardt. Aber sie sah ihn nur selten, er vermied sie und sie wußte nicht, warum? und da er damals auf dem Kirchhof sie als Abgesandter Uli's erwartete und zu ihr fast tadelnde Worte sprach, die sie von jedem Wesen in der Welt leichter als von ihm hingenommen hätte — da ließ sie es ihn empfinden, wie tief er sie verletzt, wie bitter sie in ihm sich getäuscht und schied von ihm in einem Groll, den sie zeigte — und mit einem Schmerz, den sie auf die Rose weinte, die von ihm kam und die sie daheim als ein köstliches Kleinod bewahrte. Alles, meinte sie, könne sie ertragen, nur nicht, daß Willi Grund habe, klein von ihr zu denken, und recht mit seinem Tadel. Darum that sie daheim, was er verlangte: sie machte sich

freier von Tante Babette's Einfluß, sie gab sich offener gegen Uli und er durfte zufriedener mit ihr und ihren Briefen sein, als er es je gewesen.

So lebte in Liesli's Herzen eine tiefe festgewurzelte Neigung für Willi, aber sie selbst hatte so wenig wie irgend ein Wesen in ihrer Umgebung und wie Willi selbst eine Ahnung davon. In jungfräulichen und keuschen Naturen kommt dergleichen viel öfterer vor, als jemals offenbar wird — eine solche tiefverborgene Flamme kann wie ein heiliges Vestafeuer eine Schutzwehr sein gegen jede Leidenschaft und Verführung, die von Außen sich nahen möchte — aber auch ein gefährlicher Zündstoff für dieselben.

Bei Liesii war sie das letztere.

Vielleicht war es gerade darum so, weil sie sich selbst von dieser stillen Flamme keine Rechenschaft gab, weil der Schmerz, der sie seit jenem letzten Zusammensein mit Willi quälte, ihr nur als bitterer Groll über sein Einmischen bewußt war, und zugleich als Reue, weil sie sich sagte, daß sie Willi zu Dank verpflichtet und daß es darum ein schweres Unrecht von ihr sei ihn beleidigt zu haben — weil ihr Mädchenstolz von seinem Betragen verletzt war, eben so wie von dem Uli's, von dem sie immer nur mit aller qualvollen Bitterkeit und Demüthigung, die in den Gefühlen liegt, denken konnte: Er ist mein Bräutigam — aber er verschmäht mich!

Alles das mußte unklar und verworren ihr armes Herz zermartern, ja auch ihre Sinne in Aufregung bringen, ohne ihnen nur die geringste Befriedigung zu gewähren, um

sie den verderblichen Einflüssen eines so gewandten Verführers wie Felix Lindenberg völlig preiszugeben. Unter der Maske der Freundschaft und des Vertrauens, der gefährlichsten von allen für ein unerfahrenes Mädchen, schlich er sich in ihr liebebedürftiges Herz. Bald war er selbst von einer flammenden Leidenschaft beherrscht, mit der er sie selbst erfüllte und beherrschte. Der erste Kuß war unter dem Schutze der Freundschaft, des überwallenden Mitgefühls gegeben worden — ein Kuß ist so wenig bedeutend für die meisten Männer — aber für keusche Mädchenlippen, die zum erstenmale küssen oder doch nur, wenn eine tiefgehende Empfindung das Herz erfüllt, liegt darin die gewaltigste Magie. An diesem Küssen und Kosen entzündete sich in Liesli's reinem Wesen Alles, was bisher von warmen Empfindungen in ihr zurückgedrängt gewesen — jetzt fühlte sie, daß sie liebe, geliebt werde — jetzt erst verstand sie, daß Uli sie nicht liebe — und es bedurfte nur noch der hinreißenden Beredsamkeit des Malers, um sie ganz von Uli zu lösen und seinen eignen Zauberbann über sie zu verhängen.

Denn nicht anders war es wie ein Zauberbann, nicht anders fühlte sie es selbst! ganz wie umgewandelt erschien sie sich! Die Rechte des Herzens waren in ihr unterdrückt worden von früher Jugend an, nie selbst hatte sie dem Herzen eine Sprache vergönnt — und darum machten jetzt die Rechte der Leidenschaft sich geltend. Es ging, wie es in allen Verhältnissen geht: der Ruf des Rechtes war nieder-

gehalten worden — nun kam der Aufschrei der Revolution, nun kam das Unheil mit doppelt heftiger Gewalt.

Liesli hatte erst nur unklar an Uli geschrieben, was das Resultat ihrer ersten vertrauenden Unterredung mit Felix gewesen, daß sie fühle, Uli liebe sie nicht, daß er, wenn er den Muth habe, den Willen der Eltern unerfüllt zu lassen, das Band lösen möge — denn damals hatte sie selbst diesen Muth noch nicht.

Ruhig und vertrauend wie immer hatte er ihr geantwortet, daß er ja eben sich nur als Einen betrachte, der um sie werbe, daß er nicht in den Willen der Eltern, sondern in die eignen Herzen die Entscheidung gelegt, daß es vielleicht dazu noch zu früh sei — nur dann, wenn sie einen Andern liebe, mit diesem glücklicher zu werden hoffe, als mit ihm, sei Alles schon entschieden.

Wie Liesli diesen Brief empfing, war ihre Leidenschaft indeß an der Lindenberg's erstarkt. Sie antwortete Uli sogleich. Wir kennen diesen Brief und Uli's Antwort aus den Mittheilungen ihres Vaters.

Kurz nachdem er Felix Lindenberg das Haus verboten, weil er in ihm, wenn nicht einen Dieb oder Stehler, doch einen verschmitzten Hehler zu erkennen meinte und in ihm den Eindringling erkannte, der seine Tochter von ihrem Verlobten abwendig gemacht, hatte er seine gegen ihn aus Klugheit gemäßigten Wuth gegen seiner Schwester Babette und Liesli in ungleich heftigerer Weise Luft gemacht.

Er schilderte Felix in den schwärzesten Farben und

schalt sich selbst verblendet, diesen Heuchler nicht gleich erkannt zu haben — aber er brauchte bei dieser Gelegenheit ein sehr unrechtes Mittel, indem er bei der Aufzählung seines Sündenregisters Aeußerungen that, die Liesli's Eitelkeit schmeicheln mußten, und die sie sich selbst nur zu ihrem — und damit zu Gunsten seiner Liebe zurechtlegen konnte — denn das freilich hätte Uli nie um ihretwillen gethan!

„Dich und mich hat er nur einmal auf dem Dampfschiff gesehen," rief Herr Suter unter Andern im zürnenden Eifer; „und er erfrecht sich daraus eine Bekanntschaft mit uns gegen meinen Herrn Schwager und gegen Walther herzuleiten! er erfrecht sich bei diesem wohnend die Alpendirnen seiner Gemeinde zu verführen und von ihren Verlobten abtrünnig zu machen, um dann die Frechheit so weit zu treiben, wieder bei uns mit der Bekanntschaft unsrer Verwandten zu renommiren. Du, Babette, hast Dich am ersten von seinem frommen Schauspielerwesen täuschen lassen, und ich ließ mich auch täuschen, weil er vom Walther kam und für den Walther malen wollte, wenn ich auch seinen Rodomontaden nie ein rechtes Ohr leihen mochte. Aber Du, Liesli, hättest gleich fühlen müssen, weß Geisteskind ein Mensch ist, der sich untersteht mit einer Braut von Liebe zu reden, sie von ihrem langjährigen Verlobten abwendig machen will! Beim ersten Wort, was er so zu Dir gewagt, hättest Du ihm die Thür weisen müssen. Oder vielmehr er hätte es gar nicht wagen dürfen zu sprechen, wenn Du nicht selbst vorher Sitte und Anstand verletzt. Dessen hätt' ich

mich nimmer zu Dir versehen! Ein Mensch, der dem Andern seine Braut stiehlt, begeht Frevel und Raub an dem Heiligsten und ist auch jeder andern ehrlosen Handlung fähig!"

„Vater!" unterbrach ihn Liesli schluchzend, „so ist es nicht — er hat nicht gewagt, um mich zu werben — ich habe nur neben ihm gefühlt, daß ich Uli nicht liebe, ihm nicht gehören kann." —

„Mädchen!" rief der Vater zornig dazwischen, „sprich nicht weiter! Es ist nie in unsrer Familie Brauch gewesen und soll es auch nicht werden, daß die Kinder sich hinter dem Rücken der Eltern verständigen und selbst eine Wahl treffen, bevor sie jene gebilligt — und nie würde ich meine Einwilligung geben, daß meine Tochter einen Andern als einen Schweizer ehelichte, am Wenigsten einen verlaufenen Künstler — aber in andern Ländern sind die Bräuche anders und wenn Lindenberg um Dich geworben, würd' ich ihm zwar auch die Thür gewiesen und gesagt haben, daß es eine Sünd' und Schande sei, einem Andern die Braut zu rauben — aber das ist ja doppelt niederträchtig, wenn er Dir den Kopf mit seinem Geschwätz von Liebe verdreht und nicht einmal an eine reelle Absicht dabei denkt! Weißt Du, was ein Solcher dann von Dir will? ein Solcher will Dich verführen — erst berückt er Dein Herz mit schönen hochtrabenden Worten und dann Deine Sinne mit seinen Blicken und Küssen." —

Liesli verhüllte ihr Gesicht voll glühender Röthe.

Der Vater sah es, riß ihre Hände davon weg, die das verhüllende Taschentuch hielten und schrie: „Liesli — kannst Du mir nicht mehr in die Augen sehen — hättest Du es geduldet, daß er Dir die reine Lippen mit seinen Küssen vergiftet? — nein! es ist nicht möglich! Bis jetzt hast Du gelebt in Zucht und Ehren — mein Kind könnte nicht solche Schande bringen auf sich und mich und auf den ganzen reinbewahrten Namen der Familie!“

Sie zitterte und vermochte nur unter hervorquellenden Thränen einen Moment die prüfenden Blicke ihres Vaters auszuhalten. Die unschuldige Jungfrau fühlte sich schuldig und beschämt, denn Felix war der erste Mann, mit dem sie heiße Küsse getauscht, Küsse, wie sie nie von ihrem Bräutigam empfangen, noch ihm gestattet hatte; wohl hatte sie damit die zarte und strenge Mädchensitte verletzt, in der sie bisher gelebt, aber sie war doch nicht eine so verworfene Creatur, wie sie ihrem Vater jetzt erscheinen mußte — sie lispelte darum nur leise: „Nein — das ist nicht möglich.“

Er athmete beruhigt auf, aber um sie vollends ganz zu schrecken und zu vernichten, sagte er: „Ich mag dem richterlichen Spruch nicht vorgreifen, auch vor Dir nicht; aber ich sage Dir, daß dieser Lindenberg ein ganz gemeiner Lump und Betrüger ist. Er hat gestohlen hier zu Lande, wenn auch in einem andern Cantone und ist mit Taschen- und Straßendieben in Verbindung. Vielleicht ist er jetzt schon gefänglich eingezogen, oder es wird noch geschehen — vielleicht entflieht er, ich habe ihm selbst den guten Rath

gegeben, denn wahrlich, es ist mir lieber, wenn ein Mensch, den ich in meinem Hause duldete, sich heimlich aus dem Staube macht und für immer spurlos verschwindet, als wenn er hier in's Zuchthaus kommt und vorher wohl gar vor den Geschworenen in öffentlicher Sitzung Dein und mein Name neben den seinigen genannt wird.“ So sprach Herr Suter noch manches für Liesli inhaltschwere Wort, aber das, was er eigentlich sollte verbrochen haben, mocht' er sie nicht eher wissen lassen, bis sich unumstößlichere Beweise seiner Schuld gefunden, als bis jetzt vorlagen. Denn das wußte er recht gut, daß ein in Liebe befangenes oder von Leidenschaft verblendetes Mädchenherz da noch tausend Zweifel und Entschuldigungen findet, wo ein Vergehen des geliebten Gegenstandes nicht in sonnenklarer Wirklichkeit vor ihr steht.

Aber auch jetzt war es so bei Liesli, nachdem sie allein in ihrem stillen Gemach über Alles, was geschehen war und was sie gehört, nachgedacht hatte.

Die Worte des Vaters verhallten bald in ihrem Innern — es waren eben nur die Worte und Auslegungen eines aufgeregten, erzürnten, erbitterten alten Vaters, der weder von den Rechten der Jugend noch des Herzens etwas wußte oder wissen wollte! der sich getäuscht sah in seinem alten Plan mit ihr und Uli, der in seiner Klugheit verletzt war, daß er nicht geahnt, wohin seine eigne Gastfreiheit gegen Felix führen könne. Er haßte nun Felix, weil er in ihm die Ursache seiner Sinnesänderung entdeckt, er lieh

jeder Verleumdung über ihn ein williges Ohr, weil er ihn schlecht finden wollte, er legte Alles zum Schlechten aus. Ihr Bruder Walther war ja ein sittenstrenger Priester, der Nichts wußte vom heitern harmlosen Lebensgenuß. Was war es denn weiter, wenn Felix dort vielleicht mit den Alpenmädchen getanzt und gescherzt — wenn sie sich etwas darauf eingebildet hatten? was konnte er dafür, wenn vielleicht ein Senne auf den gewandten Tänzer eifersüchtig geworden, mit dem er sich nicht vergleichen konnte? Und je mehr so Liesli über Alles nachsann, was der Vater gesagt und was geschehen, je fleckenloser stand wieder Felix' Bild vor ihrer Seele, nicht er hatte unrecht gethan, sondern ihm war unrecht geschehen — unrecht um ihretwillen — und wie sie einmal so weit mit der Logik ihres schnell pulsirenden Herzens gekommen, so war auch nicht weit mehr zu dem Schluß: daß es ihre Pflicht sei, dies Unrecht zu sühnen — und von diesem Schluß war es wieder nicht weit mehr bis zu dem Entschluß, — und endlich blieb nur die Frage übrig: was sie für ihn zu thun habe, was ihr möglich sei zu thun?

Der Vater hatte ihn hart und roh behandelt — doch nur, weil Felix sie liebte! und Felix konnte wohl denken, sie selbst sei andern Sinnes geworden, habe sich wieder dem Ausspruch des Vaters unterworfen, Uli anzugehören, bereue wieder sich frei gemacht zu haben von einer gezwungenen, unwürdigen Verbindung — und so erscheine sie schwach und unwürdig in Felix' Augen. Das durfte nicht sein! er mußte wissen, daß sie durch seine Lehre zur Erkenntniß ge-

kommen über sich selbst und ihre weibliche Würde, ihre Selbstständigkeit, daß sie nicht mehr wie ein unmündiges Kind von ihrer Umgebung sich gängeln lasse! Aber noch mehr! eine Gefahr schwebte über ihn, wenn sie auch nicht wußte, was für eine! Ganz aus der Luft gegriffen konnten die Reden ihres Vaters von Untersuchung und Zuchthaus doch nicht sein! Er war ja selbst in Angst vor dem Skandal, der daraus entstehen könne, wenn ein Fremder in Untersuchung käme, von dem man wußte, daß er in dem Hause dieses strengconservativen und wohlberufenen Patriziers kein Fremder gewesen! Was es sein konnte — sie wußte es nicht, sie hielt Felix keines gemeinen Verbrechens für fähig — aber vielleicht konnte er doch den Schein eines solchen auf sich geladen haben und die Rechtfertigung im fremden Lande ihm schwer werden. Offenbar hatte er hier Gegner und Feinde, durch ihren Vater wuchs gewiß die Zahl derselben noch vielmehr. Als ein begeisterter Katholik hatte er sich zuerst in ihrem Hause eingeführt, mit Tante Babette nur von Heiligenbildern gesprochen, mit ihrem Vater über das jetzige radicale Element in der Schweiz bald geringschätzend gespöttelt, bald es ernsthaft beklagt. Er kam aus Italien, aus Rom und wußte viel von seinem Umgang mit der dortigen Geistlichkeit zu erzählen — wer weiß, konnte man ihn nicht in Verdacht haben, in Verbindung mit den Jesuiten zu sein, ein Abgesandter von ihnen? In ihres Vaters Augen war das freilich kein Verbrechen, denn er hatte zu ihrer und der alten Partei in Luzern ge-

hört, die einst die Jesuiten in das Land gerufen und damit den Sonderbundskrieg veranlaßt. Aber wenn er auch nie seine Unzufriedenheit mit der jetzigen Majorität verleugnete, so hütete er sich doch wohl, sich an irgend welchen geheimen Umtrieben gegen sie zu betheiligen, und begnügte sich nur bei den Wahlen für die Schwarzen zu stimmen und zu werben. Ja, wenn Liesli in ihrer Vermuthung, die ihr jetzt plötzlich kam, Recht hatte, so erklärte es sich sehr leicht, warum er ein Verschwinden Lindenberg's wünschte, ehe es zu einer Untersuchung kam, die ihn compromittiren konnte, wenn er einen verkappten Jesuitensendling Zutritt in sein Haus gestattet. Die Jesuiten und die traurigen Folgen, welche die frommen Väter über das Land gebracht, waren in Luzern zumal ja noch in zu frischem Andenken, als daß nicht dieser Gedankengang hätte Liesli geläufig sein sollen, da sie auch wußte, wie Jesuiten-Furcht und Kriecherei noch immer an der Tagesordnung war.

Das ist das Gefährliche der halben Andeutungen, der halben Wahrheit auf dem weiten Felde, das auch hier durch sie Vater Suter die Phantasie seiner Tochter gelassen fand sie emsig suchend eine Stelle für den verleumdeten Mann, der sie verblendet, wo noch ein neuer Nimbus ihn umstrahlte.

Und so — nur eine schlaflose Nacht voll träumenden Sinnes und geschäftiger Phantasie und — Felix' Bild stand mit seiner ganzen hinreißenden Gewalt makellos vor dem bethörten Mädchen.

Am andern Morgen nach dem Frühstück, das von Allen fast schweigsam eingenommen worden, waren Tante und Nichte zum Erstenmal seit jenen anklagenden Mittheilungen des Vaters über Felix allein zusammen.

Liesli hätte auch ihr gegenüber nicht gewagt von ihm zu sprechen, aber Tante Babette nahm selbst das Wort und es zeigte sich, daß auch sie noch auf der Seite des Malers war. Wie sollte es auch anders sein? Er war ihr Liebling geworden, weil er ihr den oft von andern jungen Leuten oft verweigerten schuldigen Respekt in einer Weise erwies, die sie an vergangene glücklichere Zeiten erinnerte, ihr schmeichelte und wohlthat. War es nur geschmeichelter Stolz, Dankbarkeit für ein gegen sie beobachtetes artiges, sie ehrendes Benehmen, das ihr vor sich selbst wie von ihrer Umgebung eine langentbehrte Genugthuung gab, oder wachten selbst in ihrem versteinten Herzen wärmere Empfindungen für ihn auf, die vielleicht nie ganz aus einem unbefriedigten weiblichen Herzen zu verschwinden vermögen? — sie war für Felix einmal eingenommen und ließ sich nicht so leicht zu einer andern Meinung von ihm bringen. Ihr Bruder hatte recht: sie war es gewesen, die ihm zuerst vertraut, die es veranlaßt hatte, daß man ihm da Zutritt gestattet, wo er fast allen andern Männern verweigert blieb — aber eben darum, weil sie dies nicht bestreiten und leugnen konnte, bestritt und leugnete sie, daß sie damit unrecht gehabt und blieb dabei, daß ihr Bruder jetzt unrecht habe in seinem Verdammungsurtheil des Malers. Aber sie

hütete sich im ersten Augenblick wohl, hartnäckig bei ihrem Widerspruch zu bleiben, sie hatte längst gelernt, daß dann ein solcher zumal einem hitzigen, schnellfertigen Mann gegenüber am wenigsten nütze, daß es sich am besten den eignen Willen und die eigne Meinung durchsetzen lasse, wenn der Gegner sie nicht kenne, und daß er leichter durch stilles Intriguiren als durch offenen Streit zu überwinden sei.

Da sie Uli haßte und ihn als das Mitglied einer ruchlosen Partei betrachtete, von deren Sieg sie früher das Ende aller Tage prophezeit hatte und der sie nun den errungenen in der Eidgenossenschaft noch immer nicht gönnte und auf den Sturz ihres Regimentes hoffte, das sie selbst eine frevelhafte Ueberstürzung nannte, so war es ihr ganz recht, wenn das Bündniß ihrer Nichte mit ihm nicht zu Stande kam. Seinen Parteistandpunkt hatte Babette vor seiner Rückkehr aus der Fremde nicht gekannt und bei ihrem Wesen war es ihr natürlich auch eine über jede Frage erhabene Bestimmung, welche die Suter und Fehringer über ihre jüngsten Sprossen getroffen hatten. Wie Uli anders gesinnt zurückkehrte, als man erwartete, hoffte sie erst, er werde durch das Band, das ihn an ihr Haus knüpfe und durch Liesli's specielles Einwirken für die alte Partei wieder gewonnen werden können, da sie aber mit Schrecken sah, daß es umgekehrt war, daß Liesli mehr Rücksicht auf Uli nahm als auf sie und endlich sogar seiner Aufforderung gemäß ihren Briefwechsel mit ihm Babette's Controle entzog: da wuchs der Haß dieser gegen Uli und es erschien ihr

nun selbst der Würde der Suter angemessener, ein nach altem Herkommen geschlossenes Bündniß zu lösen, als es mit einem Menschen festzuhalten, der sich ihrer Ansicht nach der Ehre gänzlich unwürdig gemacht hatte, die letzte aus dem treu bewährten Geschlecht der Suter zum Altar zu führen. Freilich hätte sie es am liebsten gesehen, wenn diese Lösung mit einer Schmach für Uli verbunden war, die nicht Liesli traf. Wenn Uli sie „sitzen" ließ, so lud er damit freilich die Schmach der Treulosigkeit auf sich, aber es fiel davon auch ein Makel, sicher wenigstens der Spott auf Liesli — war er aber als ein „Abtrünniger" von der gutkatholischen Partei, wohl gar als „Atheist", wozu im radikalen Zürich der Boden günstig war, verschrieen worden und Herr Suter ihm als solchen die Thür weisen konnte, so war damit die Ehre des Hauses gewahrt. Uli hatte das Bürgerrecht in Luzern, wo er ansässig war, durch das Erbe seines Vaters, aber wenn die Zeit der Wahlen für die Bundesversammlung heranrückte, war er ein halbes Jahr im Kanton Zürich, wo er jetzt seine Stelle hatte, und es stand ihm nach dem Gesetz frei, sein Wahlrecht in einem dieser beiden Kantone auszuüben, in welchem er wollte, nur mußte er sich zuvor darüber erklären. So hatte er sich bereits für Luzern erklärt. Man konnte die Ursache dieses Enschlusses leicht errathen; in Zürich war seiner radikalen Partei die Mehrheit gesichert, in Luzern war sie zweifelhaft — eine Stimme mehr oder weniger war vielleicht entscheidend. Jungfer Babette hatte, immer zum Beobachten und Intriguenspinnen

geneigt, schon an diese Möglichkeit gedacht und ihren Bruder, der natürlich auch mit den Ansichten seines künftigen Eidams sehr unzufrieden war, dahin vermocht, wenn Uli nach Luzern auf den Wahltag käme, ihm zu erklären, daß er das Recht verwirke, sein Schwiegersohn zu werden, wenn er für den Candidaten der Radicalen stimme. Diese Gelegenheit zu einer Entscheidung und einen wahrscheinlichen Bruch behielt Babette immer im Auge und es war ihr willkommen, daß demselben jetzt schon gewissermaßen durch Liesli vorgearbeitet war.

Freilich war trotz der eignen Begünstigung Lindenberg's und aller Intriguen gegen Uli Jungfer Babette sehr ungehalten auf Liesli, daß sie eigenmächtig und ohne ihren Rath gehandelt, daß sie gegen alle Sitte ein geheimes Liebesverhältniß angeknüpft, und sie verfehlte nicht jetzt, in all ihrer strengen scheinheiligen Weise Liesli darüber auszuschelten — aber da diese nur Thränen und keinen Widerspruch hatte, fügte Babette endlich auch tröstend hinzu:

„Aber es ist gewiß — Lindenberg geschieht Unrecht! Wir dürfen ihn nicht in dem Wahne lassen, daß wir dergleichen Meinung sind, wie der Herr des Hauses, der ihm nur aus Furcht, uns zu compromittiren, wie einem Schulbuben die Thür gewiesen!"

Nun wagte auch Liesli sich mit ihrer Ansicht heraus — und wie sie die Vermuthung von dem Verdacht jesuitischer Propaganda aufgestellt, so war Tante Babette plötzlich

Feuer und Flamme und beide bestärkten einander wechselseitig in dieser scharfsinnigen Entdeckung.

„Er muß fort, aber wir müssen ihn warnen und er darf nicht glauben, daß wir das Unrecht billigen, das ihm geschieht.“

Das war das Resultat, zu dem Beide kamen. Ihm Alles zu schreiben konnte man nicht wagen — auch wenn sich ein sichrer Bote fand — der Brief konnte doch in fremde Hände kommen und ihm oder ihnen Gefahr bringen. Auszugehen hatte Herr Suter Liesli verboten, damit sie nicht etwa Felix begegnet, dem er glauben machen wollte, daß sie nicht mehr in Luzern sei.

Es blieb nichts Andres übrig, als ihm zu schreiben, daß er, wenn ihm an wichtigen Mittheilungen gelegen sei, er nach sieben Uhr, wenn es dunkel sei, an den östlichen Gartenzaun eines wohlbekannten Landhauses kommen möge, um sie zu empfangen.

Felix erhielt dies anonyme Billet mit der Stadtpost — er kannte Liesli's Hand. Er trumphirte und kam zur bestimmten Zeit. Er hatte indeß vergeblich geforscht, ob Liesli verreist sei oder nicht, vergeblich sich gequält, was plötzlich Suter's verändertes Betragen veranlaßt, was seine Drohung bedeute, was und wovon er unterrichtet sei? Als er an diesem Tage von Georg Sturm's Anwesenheit erfuhr, suchte er in diesen seinen Ankläger — aber dann war Sturm wieder so schnell verschwunden als er gekommen, und Felix konnte sich auch nicht deuten, wie der scheel angesehene

Flüchtling mit Herrn Suter oder dessen Angehörigen sollte zusammengekommen sein.

Triumphirend war Felix zur bestimmten Stunde auf seinem Posten. Er liebte solche Abenteuer.

Aber welche Enttäuschung, als er statt in der weiblichen Gestalt die ihn dort erwartete, Jungfer Babette erkannte! Er glaubte das Rendezvous verrathen oder sich mystificirt und wollte sich zurückziehen.

Doch da rief ihn Liesli's Stimme leise beim Namen und er gewahrte sie hinter einem Baum hervortretend neben Babette.

„Mein Herr," sagte Tante Babette, „Sie gehören durch Herrn Suter nicht nur zu den Verbannten aus seinem Hause — Sie gehören zu den Verbannten aus dem ganzen Kanton — man nennt Sie einen Betrüger und will Ihnen den Prozeß machen" —

„Und um mir das zu sagen, beschieden Sie mich hierher?" rief Felix zürnend. —

Aber Beide ließen ihn nicht weiter sprechen: „Wir sind ja von Ihrer Unschuld überzeugt!" rief Liesli und Tante Babette sagte gleichzeitig:

„Oder vielmehr: wir schätzen es uns zur Ehre, einem Sendling der unterdrückten Partei fortzuhelfen — Sie sind verdächtig, weil Sie aus Rom kommen, weil man Sie in der Gesellschaft eines verdächtigen Italieners, der nach Einsiedeln floh, gesehen — weil Sie bei Walther waren —

man hat sich an diesen um gründliche Nachricht über Sie gewendet und wahrscheinlich kommt er selbst hierher.

Felix verstand wenig von dem Allen — aber wie Babette immer weiter fortfuhr, begriff er, daß ihn diese und vielleicht noch Andere für einen verkappten Jesuitensendling hielten und gleichzeitig auch, daß Walther kommen werde — einer persönlichen Begegnung mit ihm und hier mußte er immer wünschen der Geschichte mit Gerty Willen aus dem Wege zu gehen. Und bei Nennung des Italieners, der nach Einsiedeln floh, überkam ihn ein unangenehmes Gefühl, wenn er dachte, daß man ihn für den Kameraden eines muthmaßlichen Diebes halten konnte. Immer besser, man hielt ihn für einen Jesuiten, wie lächerlich das ihm auch vorkam. Vor den vertrauenden Frauen war es am Ende gut im Augenblick diese Rolle weiter zu spielen, und so leicht er auch sich bei einer wirklichen Untersuchung von diesem Verdacht hätte reinigen können, jetzt unter seinem Schutze Luzern zu verlassen, wo für den Augenblick doch der Boden unter seinen Füßen zu wanken anfing — und er nicht nur Suter's, sondern auch die Gunst des Engländers verscherzt hatte. Sich auf immer von Liesli zu trennen, erschien ihm freilich unmöglich — aber vertraute und liebte sie ihn nur, war sie nur durch ihn losgerissen von Uli, war selbst Tante Babette noch auf seiner Seite — und von dem Allen überzeugte er sich ja jetzt, so mußte es ihn schon früher oder später gelingen, sie wiederzusehen, sie sich zu erobern.

Ohne sich also weiter zu erklären, ließ er doch die Damen ahnen, daß sie richtig vermuthet, ließ er sich bestimmen, um weder sie noch seine Sache zu compromittiren, abzureisen — aber nur in der Hoffnung des Wiedersehens, nur, wenn man ihm verspreche, nicht durch alle Verleumdungen, die nun seine Feinde auf ihn häufen würden, sich an ihm irre machen zu lassen!

Liesli versprach es mit Händedruck und Thränen, Tante Babette gab ihm ihren Segen mit zum Geleit und drängte zur Trennung, denn man hörte von Weitem Schritte.

Schnell zog sie sich zurück.

„Bleib' stark und Dir selbst getreu!" rief Felix noch, indem er einen Kuß auf ihren Arm drückte. Damit sprang er davon.

Er stieß an Willi Luckhardt, der des Weges kam.

Sie starrten Beide einander an, wie bei jener ersten Begegnung auf der Reußbrücke.

„Der Weg ist fast zu schmal für Zweie," sagte Willi; „Sie hätten erst über den Gartenzaun steigen sollen, wenn ich vorüber war."

Felix that, als habe er Nichts gehört und ging seines Weges.

Willi seufzte leise für sich: „Armer Uli — sie ist dir verloren — ach! und wohl sich selbst am meisten." Er wollte nicht sagen, was er doch dachte: Und mir ist sie auch verloren!

III.

Eine Krankenpflegerin.

„Verlassen von Allen, die lieb mir und werth,
Die mein trauernd Herz zu erschauen begehrt,
Wandle ich einsam am Ufer entlang
Und lausche am brausenden Wellenklang.
Albert Pistorius.

Leontine verwaltete nach wie vor ihr schweres Diakonissinnenamt am Krankenlager Mr. Kennington's. Er war immer ruhig, so lange sie im Zimmer war, erschien sie aber nicht gleich einmal zu der gewohnten frühen Morgenstunde, so ward er unruhig, glaubte sie abgereist, sich verlassen, wollte aufspringen, nach ihr sehen, nach ihr schreien, ja wohl gar das Fenster öffnen — und dann war es zweifelhaft, ob nur um sie mit den Blicken auf der Straße zu suchen, nach ihr zu schreien oder sich durch das Fenster zu stürzen. Ihr Erscheinen bändigte sofort diese fieberhaften Anfälle.

Im Uebrigen erklärte der Arzt, daß die Wunde der Heilung entgegengehe, daß er aber dennoch wochenlang zubringen werde, ehe diese Heilung vollständig erfolge, die durch das begleitende Fieber merklich aufgehalten werde — er müsse auf Vermeidung jeder Aufregung bestehen, da diese das Fieber heftiger erneuere und wohl gar einen Gehirnschlag zur Folge haben könne, der zwar nicht tödtlich zu sein brauche — aber vielleicht zum Wahnsinn führe.

Der Arzt kam von selbst zu dieser Diagnose, ohne erst besondere Aufschlüsse über Mr. Kennington erhalten zu haben. Leontine hielt sich jetzt für verpflichtet ihm diese zu geben, wenn sie dabei auch ihren Einfluß auf ihn nicht näher berührte, als eben nöthig war — der Arzt hatte ihn ohnehin längst erkannt.

„Es bleibt Nichts zu thun," sagte er achselzuckend, „als was bisher geschehen. Solche Zustände sind ein Fluch des Reichthums und des damit verbundenen Müßigganges. Hätte der Herr da für seine Existenz sorgen und arbeiten müssen — er hätte auch sein Unglück wie ein Mann getragen — so beugt er sich ihm, weil er kein Gegengewicht hat sich diesem Druck entgegenzustemmen — dafür müssen Sie ihm als Stütze dienen — nun, wenn die Frauen auch das schwache Geschlecht heißen, so scheinen sie doch eben nur als Stützen für das stärkere da zu sein und haben so im Stillen die schwerste Last zu tragen — das können wir Aerzte am besten beurtheilen. Ist wo Krankheit im Hause, da laufen die Männer fort, um sich zu zerstreuen, aber eine rechtschaffene

Frau hielte das für Sünde und opfert im schwersten Krankendienst oft die eigne Gesundheit — wenn nicht noch mehr."

Es that Leontine wohl, daß der Arzt sie nicht mißkannte, daß er ihren Beruf schwer fand und doch nicht unwürdig — er war der einzige Mensch, der ihr jetzt zum Umgang blieb.

Denn Felix Lindenberg kam eines Tages, um Abschied zu nehmen, und der Diener meldete dies in Gegenwart von Mr. Kennington.

Dieser richtete sich bei der Nachricht empor und sagte zu Leontine, die schon erschrak, weil sie einen Zornausbruch fürchtete, da Mr. Kennington jetzt den Maler haßte und nicht wieder gesehen hatte seit jenem Moment, da er Leontine mit ihm hatte über ihre Abreise berathschlagen hören:

„Ich kann ihn nicht sehen. Sie wissen, der Arzt verbot jede Aufregung — ich lasse ihm glückliche Reise wünschen. Aber ich bin noch in seiner Schuld für die Skizzen, die er mir gemalt und für den Unterricht, den er Ihnen ertheilte — geben Sie ihm eine Hundertpfundnote. Er wird nun ohnehin billiger reisen," fügte er lächelnd hinzu, „wenn er nicht mehr in Begleitung des Engländers ist. Sind wir nun doch lange genug hier zu Lande, um hinter das öffentliche Geheimniß gekommen zu sein, daß die Schweizer durchgehends, in den Apotheken nicht minder als in den Hotels, drei Taxen haben. Die einfache zahlt der Einheimische, das Doppelte der Ausländer, unter denen der Deutsche am billigsten, der Franzose am schlechtesten wegkommt — und die

dreifache zahlt der Engländer. Es ist keine üble Einrichtung für das Land — und sie haben so Unrecht nicht — der Engländer kann es ja geben!"

So humoristisch war Mr. Kennington lange nicht gewesen — Leontine wußte nicht, ob er es war, weil er sich freute, daß der Maler aus seiner Nähe kam, oder ob er sich Gewalt anthat, seine Abneigung, seinen Haß gegen ihn so zu verstecken und sich selbst vor einem leidenschaftlichen Zornesausbruch zu bewahren, der jetzt nicht den ferngehaltenen Künstler, sondern Leontinen treffen mußte, gegen die er sanft und folgsam sein wollte wie ein gutgeartetes Kind, nur damit sie nicht von ihm ginge. —

Da sie an der Thür war, um sich zu entfernen, rief er sie noch einmal zurück: „Leontine!"

Sie trat nahe zu ihm, er ergriff ihre Hand: „Thut es Ihnen leid sich von Lindenberg zu trennen?"

Sie überlegte ihre Antwort: eine Unwahrheit mochte sie nicht sagen, so trat eine Pause ein. —

„Sie bringen mir ein neues Opfer!" rief Mr. Kennington mit leise zitternder Stimme — „sprechen Sie es nur aus! — Oder —" fuhr er plötzlich heftig auf, „bedeutet Ihr Schweigen, Ihr Zögern etwas Anderes? bedeutet es, daß Sie sich gar nicht von Lindenberg trennen wollen, sondern von mir — daß er Sie fortbegleiten soll in Ihr ersehntes Asyl — bedeutet dieses Schweigen Scheiden von mir?"

„Mein Herr!" sagte Leontine mit Festigkeit und ruhiger

Würde: „Sie wissen, daß ich Ihnen verboten habe ferner solche Worte zu sprechen und daß ich Ihren Argwohn jetzt am wenigsten verdiene. So lange Sie meiner Pflege bedürfen, wäre es herzlos und pflichtvergessen, wenn ich Ihnen dieselbe entzöge — ermüden Sie mich nicht damit, daß ich Ihnen dies täglich wiederholen muß! Wenn ich vorhin mit der Antwort zögerte, so war es, weil ich nicht in ein Ja oder Nein sie legen konnte. Ganz gleichgültig ist es mir nicht, daß in Lindenberg sich der einzige Mensch entfernt, dessen Bekanntschaft länger als ein paar Tage; er ist ziemlich ein Jahr lang, wenn auch mit Unterbrechungen mit dagewesen — indeß, man wird auch das Abschiednehmen gewohnt! von wem hätt' ich nicht immer wieder scheiden müssen! Und Lindenberg war mir nur ein angenehmer Umgang, nie ein Freund!"

„Sobald ich wieder reisen kann," sagte Mr. Kennington weich, „wollen wir nach Zürich gehen, da Sie dort eine Freundin haben. Vielleicht kommt auch Lindenberg dorthin, geben Sie ihm doch die Adresse dieser Dame."

„Wir wollen sehen;" versetzte Leontine nachläßig und ging in das andere Zimmer hinüber, in dem Lindenberg längst ungeduldig ihrer wartete.

„Ich dachte schon," rief er ihr entgegen, „der gestrenge Mylord erlaubte Ihnen nicht einmal mir noch eine Viertelstunde zu schenken; daß er meinen Besuch nicht selbst annahm, durft' ich hoffen."

„Aber er läßt sich entschuldigen," sagte Leontine,

„lassen Sie mich auch zuerst mich seines Auftrags entledigen.“ Sie übergab ihm das Geld und wiederholte dabei Mr. Kennington's Worte — selbst den humoristischen Nachsatz.

Felix wollte erst das Geld nicht nehmen, der Engländer hatte sich ihm immer als ein so großmüthiger Mäcen erwiesen, daß von einer Schuld seinerseits nicht mehr die Rede sein konnte — indeß mußte er gestehen, daß er jetzt nicht sobald andere Gelegenheit habe seiner nicht allzuvollen Reisekasse aufzuhelfen, für deren schnelle Entleerung in der Schweiz zumal immer die beste Aussicht war, und es schien ihn immer das schwerste Opfer, Geld zurückzuweisen, das nicht gerade in einer demüthigen Weise oder unedlen Absicht geboten ward. Es war darum kein rechter Ernst in seinen Worten, mit denen er auf den Sohn Albions schalt, der immer meine, man brauche nicht nur zum, sondern auch im Leben weiter Nichts als Geld und könne damit jede andere Rücksicht gegen seine Nebenmenschen sich ersparen — und da Leontine erklärte, das Geld nicht zurückgeben und seine beleidigende Zurückweisung desselben Mr. Kennington überbringen zu können, da dies eine der aufregenden Scenen herbeiführen werde, die vermieden werden müßten, so verschwand die streitige Note bald in Lindenberg's Brieftasche. Auch Leontinen's letztes Argument half mit dazu:

„Mr. Kennington gedenkt nach Zürich zu gehen, so bald die Reise möglich, und hofft dort, daß wir uns wiedersehen. Dann werden Sie bei Professor Schönborn unsre Wohnung erfahren.“

„So wird Ihr Entschluß doch zur Hälfte zur Ausführung kommen!“ rief Felix überrascht, „aber Sie werden bei Mr. Kennington bleiben wie bisher?“

„Kann ich denn anders?“ seufzte Leontine; „mein Gewissen kann doch nimmer den Gedanken ertragen, einen Menschen zum Selbstmord oder zum Wahnsinn gebracht zu haben — auch der hiesige Arzt urtheilt wie der englische. Bleibt mir eine Wahl? Am Ende ist es auch vollkommen gleichgültig, wie noch dies Leben sich weiter spinnt — ich habe mit ihm abgeschlossen, ich bin todt für die Außenwelt, — wenn ich sonst von einer „Condition“, wie man es nennt, in die andere geworfen ward, wie ich Nichts war als ein Miethling, den man für eine Existenz ununterbrochener Aufopferungen bezahlte und kühl von ihm schied, wenn man seiner nicht mehr bedurfte oder seine Stelle den Wünschen angemessener besetzte, da habe ich oft nur den einzigen heißen Wunsch gehabt, nur einmal einen Platz zu finden, den ich ganz ausfülle, wo eben nur ich hinpasse und Niemand sonst, nur ein einziges Wesen zu finden, dem ich alles sei, dem ich nothwendig wäre! Nun ist dieser heiße Wunsch erfüllt — ich will nicht murren, nicht klagen und rufen: so straft uns der Himmel in unsern besten und edelsten Wünschen — ich will so freudig und getreu als ich kann die Mission erfüllen, die mir geworden.

In diesem Augenblick strahlten ihre milden Augen in wunderbar dunklem Glanze, auf ihrer reinen Stirn lag es wie ein Hauch der Begeisterung, um ihre feinen Lippen

spielte lächelnd der Opfermuth der Entsagung — es sprach solch' ein Freisinn von aller, auch der natürlichsten Selbstsucht aus ihrem ganzen Wesen, daß auch der entschiedenste Selbstling, der Felix war, vor dieser stillen, wenn auch unbegreiflichen Hoheit in warmer Bewunderung sich beugen mußte. Aber indem er ihre Hand küßte und nach Worten suchte, die er nicht finden konnte, unterbrach ihn Leontine theilnehmend mit einem sanftverweisenden Lächeln:

„Da sehen Sie trotz Allem, wie egoistisch ich bin! Ich spreche nur von mir und weiß noch nicht einmal, warum Sie so plötzlich scheiden, wenn schon ich immer dachte, daß Sie nicht so lange hier aushalten würden wie wir. Was treibt Sie fort?"

„Was Anders als mein ungestümes Herz!" rief Felix. Er war wiedereinmal ganz in der Stimmung, vor sich selbst und vor Leontinen besser zu erscheinen als er war und wenigstens jenen Mantel der Genialität sich überzuwerfen, in dem er sich so wohl gefiel, wenn dessen Drapierung in gehöriger Ordnung oder vielmehr poetischer Unordnung war. „Ich habe Ihnen ja von Liesli Suter erzählt — ich bringe ihrer Ruhe dies Opfer und gehe!"

„Wahrscheinlich um sie in Unruhe, die Sie ihr erst bereitet haben, zurückzulassen!" sagte Leontine vorwurfsvoll.

„Freilich nähm' ich sie lieber mit!" rief Felix, ihre Frage anders deutend, mit einen Anflug von Frivolität, den er aber gleich wieder zu verbannen suchte, indem er fortfuhr: „Des aufgedrungenen Bräutigams hat sie sich entledigt, der

Vater zürnt ihr und tobt gegen mich, weil er gar wohl erkannt, daß ich es war, der ihr diese moralische Kraft gegeben, die Rechte ihres Herzens gegen die Familientradition oder Handelsspeculation ihres Vaters — ich weiß nicht, was von beiden zumeist vorgewaltet — auf's Aeußerste zu vertheidigen. Daß ich ihr eine höhere Idee von ihrer weiblichen Würde gegeben und sie von dem entsetzlichen Loos errettet habe, die ungeliebte Gattin eines ungeliebten Mannes zu werden — das macht mich in den Augen dieses rohen Haustyrannen zu einem Verbrecher! Seinen Zorn hab' ich erwartet und er gilt mir Nichts, ja seine eigne Schwester ist gegen ihn und auf meiner Seite — das wird Ihnen am besten für die Lauterkeit unsres Verhältnisses bürgen! Ich habe sie und Liesli heimlich gesehen und ihren Bitten nachgegeben, mich für jetzt von hier zu entfernen, weil Herr Suter die lächerlichsten Drohungen gegen mich ausstößt, die gleichwohl den Seinigen solche Unruhe um mich bereiten, daß sie mich bestürmen, mich ihnen zu entziehen. Kann ich jetzt Nichts thun zu Liesli's Schutz und gefährdet meine Nähe ihren Frieden, so gehe ich — aber nur um wiederzukehren, sobald sie meiner bedarf."

„Ich glaube, es ist besser, Sie scheiden auf Nimmerwiederkehr," sagte Leontine, „und es wäre am besten gewesen wenn Sie schon längst gegangen —"

„Nein," unterbrach sie Felix, „nur keine Rückblicke auf vergangene Möglichkeiten, ich bereue nie, ich bereue Nichts! Ich habe himmlische Stunden an der Seite dieses

unschuldigen Kindes verlebt, die Erinnerung an sie wird mich für mein ganzes Leben begleiten, wird meinem Genius neue Schwingen geben und in irgend einem Meisterwerk sich offenbaren —"

Leontine unterbrach ihn: „O über diesen männlichen Egoismus! Nach dem Unheil, das er um sich anrichtet, fragt er nie — wenn er nur selbst einen Augenblick Befriedigung findet, denn länger währt sie doch nicht! Und die Erinnerung begleitet den Lebensweg nur so lange, bis auf ihm wieder ein anderes verlockendes Bild erscheint — dann wandert jenes in die Rumpelkammer der Erinnerung zu den übrigen, verstäubt und verbleicht dort, um höchstens noch einmal in Memoiren den Augen der Menge rücksichtslos preisgegeben zu werden. Es ist ein beneidenswerthes Geschick dieser weiblichen Schwestern, auf denen ein Künstlerauge mit Wohlgefallen geruht!"

„Sie sind hart! Sie sind ungerecht!" rief Felix.

„Nennen Sie mich doch lieber: nüchtern, wie schon neulich, es ist richtiger. Ist Liesli wirklich das unschuldige Kind, als welches Sie sie geschildert, so werde ich nie aufhören sie zu bedauern."

„Und ich nie aufhören sie zu lieben! Diesmal ist diese Empfindung ganz anders, als sie jemals war, ich fühle es zu klar, so habe ich noch nie geliebt!"

„So sagten Sie schon bei Andern, so werden Sie immer wieder bei jedem neuen Interesse sagen — im Augenblick der leidenschaftlichen Befangenheit ist eben nur die

gegenwärtige Empfindung die wahre, jede frühere ist ein Irrthum gewesen, kein Vergleich ist mehr möglich, und was heute die tiefempfundenste Wahrheit, wandelt sich morgen — oder wenn auch in ein paar Jahren, was liegt an der Länge des Zeitraumes? — wieder zu einem vergangenen Irrthum."

„Nein! Sie können mich nicht verstehen!" rief er ärgerlich, weil er fühlte, trotz seiner leidenschaftlichen Befangenheit, daß sie ihn durchschaute.

„Nun denn," nahm sie feierlicher das Wort, „ich habe jüngst auch von einem berühmten niederländischen Maler gelesen, in dem sein Meister früh alle Elemente zu einem großen Künstler entdeckte und mit Bedauern sah, wie der junge Mann seine Kraft nicht anstrengte, ein heitres, zügelloses Leben führte, nach einander mit vielen Frauen leichtfertige Verhältnisse knüpfte und sich dafür mit der Genialität seiner Natur entschuldigte. Der alte Meister aber dachte: diese ungezügelte Genialität ist nichts als ein edles Wort für Liederlichkeit — daraus ist noch nie ein Kunstwerk oder ein Künstler geworden. Austoben mögen sich die Kraftcentren — aber eben damit die sittliche Kraft zum Siege komme über die rohe Natur! Dem da fehlt Nichts als eine unglückliche Liebe, die ihn anspornt und erhebt zu der Höhe der Entsagung, statt ihn hinabzudrücken in die Alltäglichkeit vergänglichen Genusses. Und der weise Meister wußte es zu veranstalten, daß sein Schüler ein schönes, liebreizendes Mädchen sah — zuerst auf Maskenfesten — und in Liebe dafür erglühte. Da und dort fand er die holde Er-

scheinung wieder — und endlich erfuhr er ihren Namen. Sie war von fürstlicher Geburt und dem Kloster geweiht — ihm also doppelt unerreichbar. Aber sie heiligte und fesselte den Maler wie keine vor ihr — er gab sein leichtfertiges Leben auf und die ungestillte Sehnsucht der entsagenden Liebe gab ihm die Künstlerweihe. Er malte Madonnen und Engel, die ihr Angesicht hatten, und bald stand er würdig an der Seite der edelsten Meister. — Nun denn, so möge Liesli, wie Sie sagen, der Genius sein, der in einem Meisterwerk Ihrer Hand sich offenbare — Schmerz und Sehnsucht hat man von je die Flügel des Genius genannt — so ehren Sie Liesli und ihre Mission und Ihren eignen Künstlerberuf durch ein männlich edles Entsagen."

In Felix herrschte auch der Dualismus, dem die meisten genialen Künstlernaturen unterworfen sind. Er war ein Mensch der Sinne und der Leidenschaft, aber er war auch einer poetischen Erhebung in das Reich der Ideale fähig. Nur daß es eben eine *poetische* Erhebung, nicht eine *sittliche* war — und darum von keiner langen Dauer. Er war ganz nur ein Mensch des Augenblickes, ließ sich von ihm bestimmen und beherrschen. So erschütterten ihn auch jetzt Leontinen's Worte und er betrachtete sich selbstgefällig in dem Spiegel, welchen sie ihm vorhielt. Er nahm ihre Hand und sagte in aufrichtiger Bewegung:

„Jetzt verstehen Sie mich! So will es mein Beruf, so ist die Mahnung des Schicksals an mich, ich will ihr folgen. Im Kampfe gegen äußere Verhältnisse wächst die

Kraft der That, aber im Entsagen eines ersehnten irdischen Glückes wächst die Schwinge der Begeisterung, die den Aufflug zur Sonne versucht. Ich werfe mich in die tröstenden Arme meiner Kunst — Sie werden von mir hören!"

Er hatte Leontinen's Hand ergriffen und sie sah ihn mit ernsten, prüfenden Blicken an: „Ich nehme diesen Handschlag als ein Versprechen," sagte sie ernst, „wenn wir uns wiedersehen, werde ich Sie daran erinnern — und wenn wir uns nicht wiedersehen, so meine ich, ist ein Versprechen, das man sich bei einem letzten Abschied giebt, heiliger als jedes andere und wacht, so oft wir uns des Geschiedenen erinnern, als ein heiliger Mahnruf in unserm Innern auf."

So schieden sie bewegt, beinahe feierlich von einander.

Nun vergingen Leontinen's Tage wieder einförmiger als kaum je vorher. Keine eigentliche Freundschaft, aber eine freundliche Gewohnheit hatte sie an Lindenberg's angenehmen und erheiternden Umgang geknüpft — so fehlte ihr eben seine persönliche Nähe um so mehr, da sie dafür weder in der Erinnerung noch in einem andern Wesen einen Ersatz fand. Sie hatte eben gar Niemand, gegen den sie sich über Dies und Jenes aussprechen, ja nur unbefangen unterhalten konnte.

Mr. Kennington's Stimmung zwar ward von dem Tage an, da Lindenberg Abschied genommen, ruhiger und ebenmäßiger. Seine dunkle Stunde schien gar nicht mehr zu kommen, er versank weder so oft wie sonst in ein dumpfes

Hinbrüten und darauf folgende Schwermuth, noch zeigte er sich unter der Macht jener heftigen Affekte, durch die er seine Umgebung so oft erschreckte und welche allein Leontine durch Energie oder Milde zu besänftigen verstand. Aber sein Wundfieber hatte einen nervösen Charakter angenommen, er schien nicht gerade sehr zu leiden, aber es hatte sich seiner eine allgemeine Schwäche bemächtigt, die noch gar nicht weichen wollte und wenn er auch das Bett verlassen, so mußte er doch seine Zeit auf dem Sopha liegend hinbringen. Seine Genesung war so weit vorgeschritten, daß Leontine ihm vorlesen durfte und es waren immer einige Stunden des Tages mit dieser Beschäftigung ausgefüllt.

An einem sonnenhaften Nachmittag, als er auch so ihrer sanften melodischen Stimme lauschte, die dabei so ausdrucksvoll vorzutragen verstand, unterbrach er sie plötzlich mit den Worten:

„Aber Sie leben nun schon seit Wochen in dieser herrlichen Natur und gehen nicht spazieren?“

„Ich sehe ja die See und die Alpen von den Fenstern aus,“ antwortete sie und deutete auf das herrliche Landschaftsbild, das da draußen im Sonnenglanze, der da und dort mit leichten Wolkenschatten wechselte, doppelt reizend erschien.

„Um so verlockender ist es,“ sagte der Engländer, „wenn man das Schöne vor sich sieht und sich ihm doch nicht nähern kann. Sie wurden sonst auf der Reise in gleichen Fällen leicht ungeduldig, ja ungenügsam, Sie wollten Alles

selbst untersuchen, besteigen, aus nächster Nähe beurtheilen — ich kann nicht länger das Opfer annehmen, welches Sie bringen —"

Ein langer fragender Blick von ihr unterbrach seine Worte, es war, als wollte sie damit sagen: Was fällt Ihnen ein? ist es denn nicht mein Verhängniß, daß ich Ihnen Alles opfere?

Er schlug seine Augen vor dieser schweigenden Antwort nieder, deren Inhalt er zu verstehen schien, und sagte erst nach einer Pause, als sie wieder in der unterbrochenen Lektüre fortfahren wollte:

„Ich bitte Sie ernstlich, an Ihre eigne kostbare Gesundheit zu denken und mir zu vergeben, daß ich es so lange vergaß. Sie haben seit Wochen diese Zimmer nicht verlassen, das wird Sie krank machen."

„Sie wissen, daß ich mir ein Zimmer mit einem Balkon gewählt und daß ich dort immer stundenlang die reine frische Seeluft athme," erklärte sie ihm.

Aber er fuhr fort: „Und wenn es auch Luft ist und Aussicht, so haben Sie doch weder Bewegung noch Zerstreuung. Ich bitte, machen Sie einen Spaziergang, auch wenn ich Sie nicht begleiten kann, Sie sind ja eine Freundin einsamer Streifereien —"

„Und wenn ich fort bin und eine Stunde außenbleibe, oder länger," antwortete sie, „wer weiß, welcher Argwohn Ihnen dann wieder kommt —"

„Prüfen Sie mich!“ fiel er ihr in's Wort, „ich werde die Prüfung bestehen!“

Sie wechselten noch einige Worte, dann mußte sie sich seinem Willen fügen und ausgehen. Warum sollte sie es nicht gern thun? War sie doch in einer der reizendsten Gegenden der ganzen Welt und war doch der Sinn für die Schönheiten der Natur ihr immer offen, und war es nicht das einzige für sie noch erreichbare Glück, sie in ihren wechselndsten Scenen und immer neuen Offenbarungen zu bewundern.

„Ich werde wiederkehren, ehe es dämmert;“ sagte sie zu Mr. Kennington, der sie forttrieb, und ging.

Da ihr jeder Weg gleich sein konnte und sie nur aus der Stadt hinausstrebte, schlug sie einen ihr früher von Felix beschriebenen nach dem Lindenberge ein. Ohnweit von seinem Fuße nach dem See hin sollte ja Herrn Suter's Landhaus liegen — und Leontine fand es auch von oben leicht nach der Beschreibung aus den andern Villen heraus.

Sie stand so an einen nahen Abhang, daß sie den Garten ziemlich weit übersehen konnte, wo nicht das Laub der Bäume daran hinderte. Da gewahrte sie denn auch bald zwei weibliche Gestalten, die mit einander verschlungenen Armen auf dem Sandweg, über den eine Allee hoher Platanen ein erhabenes Dach wölbte, langsam auf und nieder gingen.

Sie erkannte Liesli an der kräftigen Gestalt und der idealisirten, oder wenn man will, auch etwas modernisirten

Landestracht der Luzernerin. Die schwarze Kleidung mit dem Sammtkoller und den silbernen Ketten, die über das weiße gefältete Hemdchen liefen, es war Alles so, wie es damals auf dem Dampfschiff „Walther Fürst" Leontinen's Wohlgefallen erregt und ihr im Gedächtniß geblieben, weil sie damals diese Tracht zum Erstenmale sah und die ganze frische und anmuthige Erscheinung dieser Schweizerin ihr gefiel. Die Begleiterin Liesli's war gleichfalls in Schweizerischer Nationaltracht, aber es war die ländliche und buntere des Kantons Schwyz.

Als jetzt Beide sich umkehrten, dachte Leontine an das frische, von frohmuthiger Jugend strahlende Antlitz, das sie damals vor dem jedes andern Mitreisenden so gern betrachtet hatte — und statt dessen blickte sie auf bleiche Wangen und verweinte Augen. Die schelmischen Grübchen um den Mund waren verschwunden wie das Lächeln, das ihn umspielt hatte — es war einem schmerzlichen Zug gewichen, und die rothen Lippen, die sonst lächelnd halbgeöffnet die schönen Zähne zeigten, waren jetzt fest aufeinander gepreßt, als hätten sie ein schreckliches Geheimniß zu hüten. Auch in den gröberen, aber angenehmen Zügen der Gefährtin lag es wie tiefe Trauer, und auch diese dunklen braunen Gemsenaugen waren roth geweint, aber hier hatte der Schmerz mehr den Ausdruck von Zorn und Trotz und es lag etwas Muthiges und Herausforderndes in der Art seines Erscheinens, er wollte noch kämpfen und sich rächen, noch von keiner Niederlage wissen — aber aus Liesli's gram-

umflorten Zügen sprach eine gänzliche Niedergeschlagenheit allein von Reue, Verzweiflung und Entsagung.

Leontine hätte selbst weinen mögen, daß sie nach so kurzer Zeit ein Wesen, das damals von Unschuld und harmloser Jugend und ungetrübtem Frieden strahlte, nun so verändert und vergrämt wiedersehen mußte — in diesem Augenblick haßte sie auch Felix, und wenn sie ihn jetzt gesehen, würde sie nicht nur ernste, sondern strafende Worte für ihn gehabt haben. Aber als sie Liesli näher in's Auge faßte, so sah sie doch durch diese Thränenschleier hindurch einen Ausdruck bewußter weiblicher Würde, der ihr Antlitz veredelte und den sie früher nicht hatte — und Leontine dachte unwillkürlich daran, wie Felix einmal frivol zu ihr gesagt hatte, als sie ihm über seine flüchtigen Liebesverhältnisse einen Vorwurf gemacht: „Lieben lernen müssen ja doch alle Mädchen und es ist gleich, ob ich sie in dieser Kunst unterrichte oder ein Anderer!“ Diese da hatte es erst von ihm gelernt — die Schule der Liebe gehört auch mit in die Schule des Lebens — und nur bei wenigen Ausnahmen geht das ohne Thränen ab und ohne Züchtigung. Liesli war kein heitres Kind mehr, sie war es lange gewesen, und nun plötzlich eine gequälte Jungfrau geworden.

Leontine hörte nicht, was beide eifrig sprachen, und ihr Verständniß scheiterte nicht nur an der Entfernung, sondern auch an dem Deutsch der Aelplerin, auf das auch Liesli mit einging. Nur die Namen Felix, Uli und Gerty

— wie Liesli ihre Begleiterin nannte, klangen zuweilen an ihr Ohr.

Aufsehend gewahrten jetzt die Mädchen die Dame, welche sie beobachtete. Liesli fuhr zusammen — sie erkannte die Begleiterin Felix Lindenberg's bei ihrem ersten Zusammentreffen — und als habe sie einen bösen Geist gesehen, zog sie mit einem leisen Schrei Gerty von hinnen.

„Warum entsetzt sie sich vor mir?“ dachte Leontine und ging langsam ihres Weges.

IV.

Die Verlobten.

„Es war ein Traum! Mein Herz und Du!
Vergebens such'st den Hafen.
Mir ist recht weh! — gönnt mir die Ruh'
Ach! laßt mich schlafen! schlafen!"
F. Brunold.

Uli hatte auf seine Briefe an Liesli und Herrn Suter, worin er diesen bat ein Verhältniß zu lösen, in dem seine Tochter sich unglücklich fühle und das er selbst, Uli, stets mehr von der Uebereinstimmung der Herzen als des Elternwillens abhängig gemacht — nur von Herrn Suter eine Antwort erhalten, die sehr lakonisch war, ja die sogar etwas daran erinnerte, daß einst die Jesuiten, Leu und Siegwart Müller, seine guten Freunde gewesen und er wenigstens eine doppelzüngige Schreibweise von ihnen gelernt und aus jener Zeit noch im Gedächtniß behalten.

Er deutete in seinem kurzen Schreiben nur an, daß er den herzugelaufenen „Kaib", der es gewagt habe seiner Tochter romanhafte Liebesideen beizubringen, aus dem Hause und aus der Stadt, hoffentlich aus dem Kanton und aus der ganzen Schweiz gejagt und daß Uli sehr im Irrthum sei, wenn er glaube, es sei ihm in einem solchen ein Mitbewerber erwachsen. Er bedauere, daß sich seine Tochter einen Augenblick vergessen, aber, indem sie ihren Irrthum bereue, kehre sie um so demüthiger zu ihrer Pflicht zurück — und wenn Uli hier seiner Braut etwas zu vergeben habe, so stünden die Wagschaalen gleich, indem auch Liesli dem Bräutigam Manches zu vergeben habe, was er sich in dem atheistischen Zürich zu Schulden kommen lassen. Eine momentane Kinderei könne nicht lösen, was ein jahrealter wichtiger Familienbeschluß geweiht. Dazu bedürfe es wichtigerer Gründe. Er erwarte Uli im Herbstmonat in Luzern zu sehen und dann das Nähere über das Vorgefallene und über die zu treffenden Wahlen zum Bundesrath zu besprechen. Dann erst sei eine Entscheidung möglich. Bis dahin müsse Alles bleiben, wie es gewesen.

Das war in der Kürze der Inhalt eines Briefes, in dem sich Uli bemühte, mehr Klarheit zwischen den Zeilen herauszulesen — aber es ward ihm bei allem Grübeln nur das Eine deutlich: auf diesem Wege der Correspondenz kam es zu keinem Resultat, zu keinem endgültigen Schluß. Nicht um seiner selbst willen verlangte er danach. Er war in einem wunderlichen Zustand, wie er noch nie sich entsann

in seinem Leben gewesen zu sein. Seit Kurzem schwebte ihm eine holde Erscheinung vor, eine Göttergestalt, an deren Piedestal, das er ihr selbst erbaut, er andächtig lehnte in ihrem Anblick verloren. Bald wechselte das Bild; die Göttergestalt war herabgestiegen — erschrocken, schwach, hülfesuchend lehnte sie an seinen Armen, blickte sie vertrauensvoll zu ihm empor — er schwelgte, von einer nie gekannten Seligkeit trunken, in diesem Anblick, in dieser Erinnerung! Dann aber wieder erschien ihm dieselbe Gestalt, ihrer Hoheit entkleidet, kalt und fremd und hochmüthig — und er sah ein alltägliches Geschöpf an der Stelle der Göttin, sich nicht nur zurückgewiesen, nein! er mußte dafür ein Wort aus den conventionellen Kreisen der guten Gesellschaft suchen, denen er immer fern zu bleiben gewünscht: ignorirt! Das war es, was ihn beleidigte, in seinem ganzen Mannesstolz verwundete. Und nebenbei geschah seiner Phantasie, seiner Begeisterung noch etwas Schlimmeres! Er hatte sich sonst, wenn er Göthe's Egmont gelesen oder aufführen gesehen, immer darüber geärgert, daß die ideale Erscheinung der Göttin der Freiheit in seinem Kerker die Gestalt seines Clärchen's, des kindlichen Bürgermädchens, hatte! daß solch' eine irdische Geliebte Eins werden konnte mit der heiligen Freiheit — und zumal vor den begeisterten Blicken eines sterbenden Helden wie Egmont. Es erschien ihm als eine Entweihung des Freiheitideals und machte ihm zumal auf der Bühne einen förmlich widerlichen Eindruck. Nun war ihm selbst

etwas weit Schlimmeres geschehen! Clärchen war doch wenigstens ein Bürgermädchen, das, nachdem der Geliebte als Märtyrer der Freiheit gefangen ist, das Volk aufruft wider die tyrannische Macht, die ihn in den Kerker warf. Aber wenn Uli jetzt an seine Helvetia dachte, die Freiheitsgöttin seines Vaterlandes, der er diente und der er sich freudig und sicher muthig weihen durfte, wie sein ganzes Volk, das ihr diente und das sie dafür beschützte — da trug Helvetia die Züge einer Aristokratin, war es die Tochter eines auswärtigen Hofrathes, deren Bild ihn unaufhörlich vorschwebte. Kein frohgemuthes zärtliches Clärchen! eine kalte hochmüthige Tuiska. Eine Schande für einen Republikaner war es, was ihm da begegnet — er sagte es sich tausendmal und wurde doch das Bild nicht los.

Er gedachte ihrer wechselnd in Mitleid und Zorn — und er sagte sich selbst immer wieder: es sei gut, daß Tuiska abgereist, das hätte so nicht weiter gehen dürfen — und was hätte denn daraus werden sollen? Er war doch zu stolz und klar und seiner Manneswürde sich zu wohl bewußt, als jemals der schmachtende Seladon einer Dame werden zu können, die ihm doch nie zu ihrem Ritter, sondern höchstens zu ihrem Knappen angenommen hätte. — „Es ist gut, daß sie fort ist!“ Ja, er mußte sich das sagen, denn bis zum Denken bracht' er's nicht, noch weniger bis zum Empfinden. In seinem Herzen sah es ganz anders aus, als in seinem Kopfe — aber er mochte Nichts davon hören und es rächte sich dafür, daß es ihn immer bei der Arbeit oft

genug und auch öfterer im Traume mit dem Bilde von Helvetia — Tuiska quälte.

Je unklarer für ihn selbst sein eigner Zustand war, je mehr dachte er an Liesli. Nicht, daß er sich dazu gezwungen hätte. Er gedachte ihrer weniger wie einer Braut, deren Schicksal sich mit dem seinen verkettete, als wie einer hülf- und rathlosen Schwester, die seines Schutzes bedarf. Er fühlte sich dazu verpflichtet, denn sie war ihm lieb und werth, und wenn er sich selbst einer strengen Selbstprüfung unterwarf, wie er zuweilen that, so fühlte er diese Verpflichtung doppelt, denn er hatte doch vielleicht durch seine eignen Briefe, in denen er immer darauf drang nur der Stimme ihres eignen Herzens zu lauschen und ihrem eignen Gefühl zu folgen, es mitverschuldet, wenn sie sich jetzt wirklich einem Unwürdigen oder doch einem Unerreichbaren in Liebe blindlings und ungeprüft ergeben hatte.

Das kann so nicht bleiben! rief er eines Tages, als er auch sich selbst von diesen ungewissen Zuständen gequält fühlte und sich vergegenwärtigte, um wie viel mehr noch Liesli leiden müsse. Er war der Mann — er mußte wissen, was er wollte, rathen, helfen, handeln! Bei diesen Briefschreiben, die oft nur von der augenblicklichen Stimmung diktirt waren, bei denen es ebenso von der augenblicklichen Stimmung des Empfängers abhing, was er sich herauslesen, wie des Geschriebenen aufnehmen wollte, wo immer noch unklare Stellen weniger in den Briefen als in den eignen Herzen blieben, wo verschiedene Deutungen möglich

waren und man weder dem geduldigen Papier noch den gehorsamen Buchstaben ansah, ob da nur Phrasen standen oder innerste Ueberzeugungen und ernstliche, unumstößliche Entschlüsse: — bei diesem Briefschreiben kam Nichts heraus, kam man nicht einen Schritt weiter, als man vorher gewesen. Nur eine persönliche Zusammenkunft mit Liesli konnte zum Abschluß eines so geschraubten Verhältnisses führen.

Aber unmöglich konnte Uli warten, bis zur Zeit der Wahlen, wozu er nach Luzern kommen und bis wohin Herr Suter die Entscheidung vertagen wollte — indeß konnte viel geschehen und Liesli viel gequält werden. Er mußte sie bald und allein sprechen, frei von der Einmischung und Beobachtung dritter Personen.

Mit diesem Entschluß nahm er auf ein paar Tage Urlaub und reiste nach Luzern.

Dort, in der Abenddämmerung angekommen, war sein erster Gang zu Willi Luckhardt.

Die meisten Contore der Stadt waren bereits geschlossen, nur durch die Eisengitter im Erdgeschoß des Herrn Luckhardt stahl sich noch der matte Schein einer Lampe durch die dichten zugezogenen Gardinen.

Uli trat in die Hausflur und öffnete leise die ihm wohlbekannte Eisenthür des Contors, die er auch im Finstern zu finden wußte.

Willi befand sich allein in dem weiten und düstern Gemach, das die Studirlampe auf dem Schreibepult, an

dem Willi stand, nur wenig erhellte — er kehrte sie jetzt so, daß der Schein voller auf den Eintretenden fiel.

„Guten Abend!“ rief ihm Willi entgegen und warf die Feder weg, „dacht' ich doch, daß Du es wärest und kein Anderer, der so spät mich noch hier suchte.“

„Die Freunde schüttelten einander herzlich die Hand. „Du hast mich erwartet?“ fragte Uli, „das ist sonderbar! ich dachte Dich zu überraschen! ja, ich dachte, daß es nöthig sei, Dich an mich zu erinnern!“

„Weil ich Dir nicht geschrieben?“ sagte Willi. „Du kennst meine Art, ich bin ein schlechter Briefschreiber. Ohnehin: über gewisse Dinge schreibt es sich nicht, da spricht es sich nur! Das, dacht' ich auch, würdest Du fühlen und darum kommen. Ich nahm an, daß Du meine Freundschaft nicht nach Mädchenart nach meinen Briefen beurtheilen werdest. Eigentlich hab' ich Dich schon früher erwartet und darum jetzt jeden Ausflug aufgegeben. Dafür arbeit' ich zu Hause vor, wenn ich später meinem Geschäft mich weniger widmen kann — ich habe Aussicht in den Großen Rath gewählt zu werden und arbeite jetzt darauf mit allen Kräften hin — nicht sowohl die Stelle zu erhalten, als wie mich ihrer und des Vertrauens meiner Mitbürger würdig zu machen.“

Uli klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Es versteht sich, daß Dir meine Stimme gewiß ist — wir bedürfen hier Männer wie Du, um die Gegenpartei niederzuhalten, Männer der Besonnenheit und Mäßigung bei aller Energie

und Kraft der Jugend gleich Dir, die mit den heimischen Zuständen vertraut und fest verwachsen sind, deren Leben untadelhaft und fleckenlos offen vor den Augen ihrer Mitbürger liegt. Keine Partei kann an Deinem Charakter und Wandel etwas auszusetzen, zu verdächtigen finden! Den Willi Luckhardt haben sie hier aufwachsen sehen und er ist ihnen niemals ganz aus den Augen gekommen. Mit mir ist's ein Anderes! ich war viele Jahre lang den heimischen Boden entrückt und muß erst wieder meinen Platz darauf gewinnen, den Leuten zeigen, wo ich stehe und es bedarf noch Jahre, ehe ich Anspruch auf das Vertrauen machen kann, durch das es allein ehrenvoll ist, ein Amt zu erhalten. — „Aber", sagte er nach einer Pause, „nicht in dieser Absicht kam ich her. Dann hätte ich mein Kommen um einige Wochen verschieben müssen, zu den Wahlen denk' ich wiederzukommen und dazu konntest Du mich nicht schon jetzt erwarten; ich fehle nicht am entscheidenden Tag und vorher hatt' ich kaum etwas darüber mit Dir zu besprechen, denn Du weißt: in allen vaterländischen Angelegenheiten sind wir auf einer Seite und weißt Du, wo Du mich zu suchen hast!"

Willi drückte dem Freunde bedeutsam die Hand und sagte: „Ich ahne richtiger, was Dich herführen mußte!"

„So hätten wir denn nur zufällig gleich zuerst von vaterländischen statt von Herzensinteressen geredet?" sagte Uli; „wohl, es mag uns Männern so geziemen und mag

uns auch ein Gegengewicht gewähren gegen die Unruhe, die oft im Herzen waltet — schlimm für die armen Mädchen, denen es an solchen Gegengewichten fehlt, die ohne Halt hin und her schwanken, sobald ihr Herz in eine Bewegung gekommen, die nicht gleich zu den Verhältnissen der Außenwelt passen will! Jedenfalls leidet Liesli mehr als ich. Um ihretwillen bin ich hier. Ich will mich bei Dir verborgen halten, bis ich eine Gelegenheit gefunden, sie allein zu sprechen. Es muß zwischen und mit uns klar werden, ehe Herr Suter oder Tante Babette wieder ihre Einmischung geltend machen, sie dürfen gar nicht früher erfahren, daß ich hier bin. Was weißt Du von Liesli? was von dem Maler Lindenberg?"

Der Gefragte sah Uli prüfend in die Augen. Liebte er seine Braut? war er unglücklich über ihre Untreue? Willi konnte sich nicht denken, daß man Liesli kennen und nicht lieben könne, noch weniger wie man ein Anrecht dazu habe, wie es Uli bereits empfangen. Und doch war es ihm immer vorgekommen und erschien ihm auch jetzt nicht anders, daß es nur Gleichgültigkeit, nicht Liebe war, was Uli immer für Liesli empfunden, warum er erst warten wollte, ob ihre Herzen sich zusammenfänden. War er nicht selbst durch diese Gleichgültigkeit, durch dieses stille Zuwarten und sorgfältige Prüfen schuld daran, daß Liesli's liebebedürftiges Herz davon erkältet oder verletzt sich scheu von ihm wendete und nun einem Andern zufiel, der sich besser darauf verstand, es sich zu erobern? War nicht Uli selbst Schuld an dem gan-

zen Unglück? War Liesli's Untreue nicht eine verdiente Strafe für seinen Liebemangel? Was hatte er Ursache den Freund zu schonen, der so sein herrlichstes Kleinod zu hüten und zu pflegen vergessen, es vernachlässigt? seinen Werth nicht erkannt? er verdiente, daß man es ihm raubte!

Aber was wußte Willi denn selbst weiter, als was Herr Suter selbst an jenem Abend seinen Vater mitgetheilt? Er referirte das nur und sprach keine eigne Meinung darüber aus. Es kam zu Fragen und Erklärungen. Liebt sie Lindenberg wirklich? ist er ein Unwürdiger, ein Schwindler, gar ein Dieb? Das Alles führte zu mannigfachen Erörterungen und doch zu keiner Klarheit. Willi war zu stolz, um den Spion und noch mehr um den Angeber zu machen. Er sagte nur, daß Lindenberg im Abenddämmern am Tage, nachdem ihm Herr Suter das Haus verboten, dasselbe umschlichen, aber er wisse nicht, mit welchem Erfolg. Am andern Tag sei er abgereist. „Seitdem sind Wochen vergangen," fügte Willi kurz hinzu, „und ich habe Niemanden wieder von der Familie gesehen, noch sonst von ihr gehört, es schien mir auch am besten so."

Uli zeigte dem Freund Herrn Suter's Brief, er las ihm auch Stellen aus dem von Liesli vor. Willi zwang sich ruhig zu bleiben, aber in seinem Innern war ein Sturm der widerstreitendsten Empfindungen. Er bemitleidete Liesli, er grollte Uli, er dachte mit Rachegedanken an Lindenberg

und zwang sich doch die ruhige Haltung zu bewahren, die ihm immer eigen war.

„Ich muß Liesli sprechen, allein und unbemerkt!" war immer wieder Uli's letzter Entschluß.

Freilich war das auch schneller gesagt, als ausgeführt, wie denn oft die alltäglichsten und kleinlichsten Verhältnisse des Lebens — ja gerade diese am Meisten hemmend und hindernd zwischen unsre Vorsätze und deren Ausführung treten. Liesli ging wenig aus und noch weniger allein, noch seltener aber Tante Babette, die wie ein Argus das Haus und Liesli hütete, so daß man auch dort diese nicht hoffen konnte, allein und unbemerkt zu sprechen, wenn auch Herr Suter abwesend war. Dazu kam, daß Uli gar Niemand wollte wissen lassen, daß er hier sei, um es eben so zu ermöglichen, Liesli zu sprechen, ehe sie darüber fremden Einflüsterungen und Rathschlägen ihr Ohr geliehen.

Verschiedene Pläne wurden vergeblich entworfen, denn sie mußten immer wieder verworfen werden, eben so vergeblich versuchte Uli am andern Morgen in der Kirche und auf dem Kirchhof sein Heil, sich selbst immer in den dunkelsten Winkeln verborgen haltend, Liesli war nirgends zu sehen. —

Unschlüssig und mißmuthig ging er über die ziemlich menschenleere bedeckte Reußbrücke, als er plötzlich eine weibliche Stimme froh erschrocken neben sich rufen hörte:

„Herr Uli Fehringer!"

Da es ihm unangenehm war, hier erkannt zu sein,

wollte er seines Weges gehen, als ginge ihn der Ruf Nichts an, aber er wiederholte sich:

„Herr Uli Fehringer! Sie müssen es sein! nur einen Augenblick! nur ein Wort!"

Jetzt blieb er doch stehen und sah sich um. Außer ein paar Kindern war im Augenblick Niemand auf der Brücke als eine Sennerin in der Landestracht des Canton Schwyz. Sie war ihm völlig fremd, er konnte sich nicht besinnen, sie je gesehen zu haben, und doch war sie es, die ihn anrief.

„Herr Fehringer," sagte das Mädchen, „wundern Sie sich nicht, daß ich Sie anrede, ich erkannte Sie nach einem Bilde, als Sie vorhin aus der Kirche traten und da ich meiner Sache doch nicht ganz gewiß war, fragte ich ein paar Männer, die mir begegneten, ob der Herr da Herr Uli Fehringer wäre? und der Eine, der Sie kannte, bestätigte es mir — da bin ich Ihnen nachgelaufen." —

„Und was wünschen Sie von mir?" fragte Uli etwas ungeduldig. —

„Verzeihen Sie," sagte das Mädchen, „ich bin jetzt bei der Jungfer Liesli Suter zu Besuch gewesen und in ein paar Stunden wird sie mit mir auf dem Dampfschiff nach Brunnen fahren, wo der Herr Bruder sie erwartet, um sie mit sich zu nehmen."

Das war eine wichtige und überraschende Mittheilung. Uli sah das Mädchen prüfend an und sagte: „Wer sind Sie und wie kommen Sie dazu mir das zu sagen?"

„Mein Gott!" rief das Mädchen und hatte Thränen

in den Augen, „ich bin der Jungfer Liesli Freundin, Gerty aus Schwyz und weiß, daß Sie ihr Bräutigam sind. Da dachte ich, es müsse Ihnen wie ihr daran gelegen sein, zu erfahren, daß sie verreist, damit Sie einander nicht verfehlen."

„Sie haben recht," sagte Uli begütigend, „ich muß Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit danken, aber Sie werden mich zu noch größerem Dank verpflichten, wenn Sie weder Jungfer Liesli noch sonst Jemanden im Hause des Herrn Suter sagen, daß Sie mich gesehen."

Gerty's Augen wurden naß und ihre Stimme zitterte, als sie sprach. „So hab' ich mir's doch gedacht! Sie wollen auch Nichts von ihr wissen, weil ein schlechter Kerl ihr Herz bestrickt hat! Ach! sind denn alle Männer solche Barbaren, daß es bei ihnen keine Vergebung für uns giebt, wenn wir auch nur einen Augenblick wanken, was eben sie an uns für Unrecht begehen, das findet keinen Richter!"

Uli starrte das Mädchen verwundert an, das so voll innerster Bewegung sprach — das war kein gewöhnliches Geschöpf, oder doch keine gewöhnliche Bekannte — trotz ihrer breiten Schwyzermundart und ihrer starken Ausdrücke!

„Jungfer Gerty," sagte er leise, „Sie scheinen Liesli's Vertraute zu sein und zu mir Vertrauen zu haben, so lassen Sie auch mich Ihnen Vertrauen schenken — aber mißbrauchen Sie es nicht! Ja, ich bin hierher gekommen, um zu sehen, wie es mit Liesli steht, aber nur mit ihr selbst, mit ihr allein will ich in's Klare kommen und darum

möchte ich hier nicht gern gesehen sein, bis es mir gelungen, sie zu sprechen. Vergebens suche ich dazu nach einer heimlichen Gelegenheit — jetzt glaube ich sie plötzlich gefunden zu haben. Ich werde auch auf dem Dampfschiff sein, mich zeitig an Bord begeben und in der Cajüte, die meist leer ist, verbergen, bis das Schiff abstößt, dann kommen Sie mit Liesli hinab — aber verrathen Sie mich nicht zu früh, denn ich denke, sie flieht mich." —

„Ja, das glaube ich auch," sagte Gerty, „denn sie schämt sich vor Ihnen und glaubt sich auch von Ihnen verachtet." —

„Davon kann nicht die Rede sein," antwortete Uli, „aber Herr Suter und Tante Babette sollen weder auf sie noch auf mich einen Zwang ausüben, der an diesem ganzen Unheil schuld ist und darum will ich diese nicht sehen, noch von ihnen gesehen werden, sondern mit Liesli allein ausmachen, was auch nur sie allein angeht!"

„Gott segne diesen Tag!" rief Gerty, „ich schweige gewiß und werde ein gutes Zeichen darin sehen, wenn ich dabei die Hand im Spiele haben dürfte, daß Sie wieder zusammenkommen!"

„Um elf Uhr also geht das Dampfschiff?" sagte Uli, „bis dahin — Gott befohlen!" —

So trennten sie sich.

Uli hatte Liesli von dieser Gerty reden hören als einer Sennerin, die ihr in dem einsamen Aufenthalt bei ihrem Bruder, den sie mindestens jährlich ein oder zweimal

auf ein paar Wochen zu besuchen pflegte, eine liebe Gesellschafterin war, trotz des verschiedenen Bildungsgrades. Jetzt schien es sogar, als wäre sie ihre Vertraute geworden. Aber es erschien Uli doch unwürdig, weiter als eben die augenblickliche Nothwendigkeit erheischte, auf dieses Verhältniß einzugehen. Er verschmähte es die ihm Fremde, die eine naive Mittheilsamkeit besaß, wie sich schnell erkennen ließ, über Liesli weiter auszuhorchen und erwartete Alles von einer gegenseitigen Aussprache mit Liesli selbst, wobei ja alle schon brieflich gemachten Geständnisse die mündlichen erleichterten.

Als er wieder zu Willi kam und ihm das Erlebte erzählte, sagte dieser: „Ich habe von dieser Gerty gehört; sie ist seit länger als einer Woche da und Pfarrer Walther hat sie hergeschickt, um Liesli darüber aufzuklären, daß dieser Felix Lindenberg ein Unwürdiger ist — er hat auch diese Gerty in sein Netz gezogen und darüber hat der eifersüchtige Bräutigam dieses Mädchens sich von ihr losgesagt und ist in die weite Welt gegangen.“

„Nun erklärte sich auch Uli das mehrmalige „auch“ und wenigstens in Gerty's Rede, das ihn vorhin befremdet hatte. Sie theilte das gleiche Schicksal mit Liesli — und es war ein einfacher naturgemäßer Ideengang der Jury eines kindlichen und unverdorbenen Gemüthes, daß sie hoffte, wenn es ihr gelänge, dies Brautpaar wieder zu versöhnen, werde sie der Himmel dafür belohnen, daß auch ihr Bräutigam wieder zu ihr zurückkehre.

Das Dampfschiff begann nur eben zu rauchen und war noch menschenleer, als sich Uli auf ihm einfand. Der See war ruhig und verrieth in seiner Spiegelglätte nicht die Untiefen, die er barg.

Uli begab sich hinunter in den Salon und lugte, eines der kleinen runden Fenster zurückschiebend, durch die Oeffnung hinüber nach dem Ufer. Bald kamen die ersten ungeduldigen Vergnügungsreisenden, eine heitre mit Alpenstöcken bewaffnete Gesellschaft, die prüfende Blicke nach dem Rigi emporwarf, ob er wohl heute die Mühe des Ersteigens mit einem schönen Sonnenuntergang belohnen werde und nicht grollen, daß man erst die Jahreszeit so weit vorrücken ließ, ehe man ihn besucht? Dann folgten einzelne Geschäftsreisende und Gütertransporte, auch einige Schafe und Kühe wandelten blökend und sich ängstlich zusammendrängend, herüber. Aus den Hotels langten ganze Ladungen einer geschmackvollen Auswahl von Koffern, Reisetaschen und Hutschachteln an, nur einigen sah man es an, daß sie schon viel in der Welt herumgekommen waren und jetzt reisemüde und angegriffen, beinah wie widerwillig zu einem neuen Reiseziel sich schleppen ließen.

Endlich kamen auch Gerty und Liesli, Tante Babette an ihrer Seite und eine Dienerin, die Liesli's Reisetasche trug. —

Uli hatte sich noch mehr zurückgezogen, damit ihn Niemand an seiner Luke entdecke. Zu seiner Beruhigung blieb Tante Babette scheidend am Ufer und schien dem abreisen-

den Mädchen noch allerlei gute Lehren der Vorsicht mitzugeben. Gerty nahm auch der Dienerin das Reisegepäck ab und verhinderte sie so, das Schiff, das eben zum Zweitenmale läutete, mit zu besteigen. Eilig folgten noch einige verspätete Passagiere, die immer den Ruhm haben wollten, gerade zur letzten Minute zu kommen, phlegmatischer ein paar stolze Engländer, die auf ihr Ansehen pochend nicht undeutlich zu verstehen gaben, daß auch das Dampfschiff auf sie warten werde — aber da es zum Drittenmale läutete, beeilten auch sie sich an Bord zu kommen.

Die Räder rauschten auf, das Schiff stieß vom Ufer und begann die Wellen zu durchpflügen. Uli blieb einsam auf seinem Posten. Es gemahnte ihn sonderbar, daß so dasselbe Schiff, ihn mit der trage, mit der nach dem Willen Anderer dasselbe Lebensschiff ihn aufnehmen solle, und daß sie jetzt doch so getrennt von einander waren. Noch wartete er, daß Gerty die Freundin unter einem Vorwand zu ihm hinabführen werde — das schöne ruhige Wetter hielt alle Passagiere oben auf Deck. Schon hatte der Dampfer das kleine Vorgebirge von Meggenhorn umschifft, zur Linken die Bucht von Küßnacht, Alpnach zur Rechten, inmitten den düster emporstarrenden Pilatus — da rauschte es auf der kleinen Cajütentreppe von Gewändern — Uli kehrte sich um, Gerty öffnete die Thür, schob die vor ihr stehende Liesli hinein und sagte:

„Nun mögt Ihr Euch allein verständigen — ich stehe

außen Wache und sage es, wenn eine Störung droht." Damit zog sie sich wieder zurück.

Liesly stand wie zur Marmorsäule erstarrt in dem engen halbdunklen Raum und sagte schaudernd, als habe sie ein Gespenst erblickt, oder als stehe sie, ein schuldbeladenes Opfer vor ihrem Richter: „Uli!"

Er nahm ihre Hand, führte sie zu dem Polster, das die Wände rund umlief, nahm neben der willenlos folgenden Platz und sagte: „Liesli, ich kam nach Luzern, damit Alles gut und klar zwischen uns werde! Ich mache keine aufgedrungenen Rechte geltend. Es ist unser Unglück gewesen, daß man uns für einander bestimmte, uns verlobte und der Welt als ein Brautpaar proklamirte, ehe wir uns genügend kannten, um selbst ein energisches Wort dazu zu sprechen. Damals zürnten Sie mir fast, als ich Ihnen sagte, daß wir uns nicht wollten tyrannisiren lassen, sondern unsere Herzen erst prüfen. Dieses Prüfen war freilich innerhalb der gegebenen Schranken eine mißliche Sache."

„Doch, Herr Fehringer," fiel ihm Liesli bewegt in's Wort, „ich bin zur Erkenntniß gekommen, daß Sie Recht hatten — ich habe es Ihnen geschrieben — ich mußte erst verstehen lernen, warum Sie noch auf eine andere Entscheidung über uns warteten, als den Willen der Eltern — Sie wußten schon, was Liebe sei — ich mußte es erst erfahren — ach! zu meinem Unglück, denn ich bin seitdem nur immer von einer Verirrung in eine andere gesunken —

ich fühle jetzt, daß ich Ihnen nicht gehören kann, weil ich Sie nicht liebe — und weil Sie mich verachten müssen!"

„Liesli, welche Sprache!" rief Uli. „Wer hat Ihnen das gesagt? Warum soll ich Sie verachten? weil Ihr unschuldiges Kinderherz, das noch nicht geliebt hatte, das noch frei und ahnungslos war und mir darum aber zu heilig, um es gleichsam im Schlaf und bewußtlos an mich fesseln zu wollen, von dem warmen Strahl der Liebe — oder dem sengenden der Leidenschaft geweckt ward, der von einem Anderen ausging als von mir? Ich — nun ja! ich wußte eben, was Liebe war — aber mein Herz war frei, es hatte abgeschlossen mit früheren leidenschaftlichen Regungen, es schlug nicht stürmisch bewegt neben Ihren, aber Sie waren mir lieb seit meinen Kindertagen — ich wollte sehen, ob ich vermöchte, Sie zu beglücken — ich habe nun erfahren, daß dies nicht in meiner Macht ist und ich trete zurück. Aber nicht im Zorn, noch weniger voll Verachtung, ja nicht einmal voll schmerzlicher Täuschung, denn ich betrachtete eben unser Verhältniß noch nicht als einen festgeschlossnen Bund. Nicht als Verlobter, nicht als Verrathener — ich komme zu Ihnen als der Freund Ihrer Kindheit, den Sie vielleicht jetzt als einen Freund Ihrer Jugend brauchen können. Ich glaube in Ihrer Umgebung ist Niemand zu Ihrem Beistand — Ihr Vater hat mir geschrieben, daß er sein Wort noch nicht zurücknehme, daß er Sie von — er brauchte harte Ausdrücke Ihr Vater — Ihrer Verblendung schon geheilt, daß Sie einen Unwürdigen

geliebt, dem er die Thür gewiesen, daß Sie wieder zu mir zurückkehren würden und" —

Liesli fiel ihm in's Wort: „Ich weiß, er will mich zwingen! aber ich fühle, daß ich keinen Zwang mehr dulden darf und kann! Ich habe Ihnen geschrieben, wie Alles mit mir und Felix kam — wie mein Vater zürnte und ihn aus dem Hause wies, ja wie er dachte ihm einen Prozeß an den Hals zu werfen — ich habe ihn darum selbst veranlaßt zu fliehen — und seit er fort ist, ist kein Tag vergangen, wo man mir nicht sein Bild mit den schwärzesten Farben gezeichnet hat. Tante Babette nahm ihn in Schutz, seitdem grollt ihr der Vater und sendet mich fort von ihr und mein Bruder schickte mir Gerty, die" — Liesli brach in Thränen aus und vermochte nicht fortzufahren — „ihr muß ich glauben, wenn auch nicht wahr ist, was die Andern sagen — ich ringe Tag und Nacht mit mir, ob ich ihn verachten muß, in mir eine betrogne Thörin sehen oder ob seine Liebe zu mir doch aufrichtig und wahr und er nur ein verleumdetes Opfer meiner Umgebung und Aller, die sich wider mich verschworen — aber das Eine weiß ich, daß ich ihn und die seligen Stunden an seiner Seite nicht vergessen kann, daß ich mich jetzt verachten müßte, wenn ich, mich selbst betrogen fühlend, Sie betrügen wollte — o wie schrecklich ist es doch, daß man hier die frommen Schwestern der Vorsehung für immer vertrieben! wäre das Kloster noch hier, ich hätte mich und meine Schmach schon da hineingeflüchtet!"

„Nein, Liesli," sagte Uli sanft, „für Sie wäre es doch noch zu früh mit dem Leben abzuschließen, auch wenn Sie jetzt in der kaum erwachten Liebe betrogen sein sollten! Allerdings muß ich fürchten, Felix gehört zu jenen fremden leichtfertigen Abenteurern, die nur mit den Frauen spielen, und daß selbst, wenn er Ihrer Liebe würdig wäre, Ihr Vater doch nie ihn zum Eidam annehmen würde."

„Ich habe auch nie daran gedacht," sagte Liesli, „und er hat nie davon gesprochen. Vielleicht seh' ich ihn niemals wieder! Er hat geschrieben durch Tante Babette, aber ich habe ihm nicht geantwortet, weil mein Vertrauen auf ihn wankt. Ich kann entsagen, wie es mein Vater gebietet, aber ich weiß nun, was Liebe ist — weiß, daß wir beide, Sie und ich, einander nicht lieben und wo ich mich erst mit blindem Gehorsam hingab, habe ich nun die Kraft des Widerstandes! Es wird mich trösten, wenn Sie mir verzeihen — aber vor meinem Vater zürnen Sie mir lieber und weil er die Rechte des Herzens nicht will gelten lassen, so sagen Sie ihm, daß Sie mich verachten und darum das Band für immer lösen, damit er mich nicht mehr damit quält."

Uli sann eine Weile nach und sagte: „Keine Unwahrheit, Liesli! keine feige Lüge! Genug daß wir in unserm Entschluß einig sind. Sie haben meine Hand ausgeschlagen und ich werde sie fortan nur als die eines Bruders in die ihrige legen, denn Sie haben wohl Recht, daß ich auch für Sie niemals anders gefühlt. Ihr Vater kann uns nicht

zwingen, das Urtheil der Welt kann uns nicht bestimmen, obwohl ich freilich ungern den Schein eines gebrochenen Wortes auf mich lade, der auf mich fällt, nachdem Sie als meine Braut gegolten, und um so mehr meinen guten Namen schaden muß, wenn bei Ihnen nicht ein Anderer an meine Stelle tritt, denn immer und mit Recht wird man mehr den Mann verdammen, der ein Verlöbniß löst als das Mädchen, weil es von ihm um seine Lebensbestimmung betrogen wird und weil bei dem Mann das nur als Wankelmuth gilt, wo das Mädchen in den Bestimmungen der Ihrigen eine Entschuldigung findet!"

„Halt!" rief Liesli, „auch Ihrem Stolz und Ihrer bürgerlichen Ehre kann Genüge geschehen! Hätten Sie, um mich zu erringen, Ihre politische Meinung geändert?"

„Niemals!" rief Uli — „um ihretwillen gilt mir der Schein meiner bürgerlichen Ehre schon so viel — aber diese selbst opfere ich für kein Gut der Welt!"

„Nun wohl," sagte Liesli, „Sie wollen hier wählen, wie Tante Babette sagt, und werden Sie mit den Conservativen stimmen?"

„Um gegen sie zu stimmen, wähle ich hier!" sagte Uli fest.

„Dann wird Ihnen mein Vater zürnen und niemals wollen, daß Sie sein Eidam werden" — erklärte Liesli, „warten wir ruhig bis dahin, dann löst er Alles selbst."

Fast war es Uli demüthigend, das, was er ohne Rücksicht beschlossen, ihm nun zu einem guten Auskunftsmittel

ward — zur Wahrung seiner Bürgerehre. Aber in Republiken und zumal in Zeiten der Parteileidenschaft ist diese noch ein ungleich höheres Gut als in Monarchieen, weil im freien Lande Jeder das Recht hat, sich als Persönlichkeit geltend zu machen, bestimmte Tendenzen und Prinzipien zu verfechten, kurz ein entschiedener Parteimann zu sein, zu den höchsten Würden emporzustreben berechtigt, darum ist jeder Einzelne streng bedacht auf seinen bürgerlichen Ruf, den nur ein fleckenloser Lebenswandel bedingt. Jeder Fehler, jede Blöße, die er sich giebt, kann von der Gegenpartei sofort benutzt werden, seine persönliche Geltung zu verringern, ja seine ganze Partei in ihm zu demüthigen und zu schmähen, daß sie solche Männer unter sich zähle. Nicht durch die Freiheit, sondern gerade durch die Parteikontrole, welche der Freiheit einen Zügel überwirft und mit strengem Auge über den Andern wacht, dadurch bedingend, daß Jeder über sich selbst wache, ist die Sittlichkeit und Sittenstrenge in Staaten mit volksthümlichen Verfassungen größer, als in denen des ausgedehntesten Polizeiregimentes.

Und wie nun einmal aus den immer kühl und fremd gebliebenen Verlobten ein geschwisterlich vertrautes Paar geworden, da sprach Liesli immer mehr von Felix und Uli erkannte, wie schlau er sich in Liesli's unbewachtes Herz geschlichen und vermochte doch nicht zu entscheiden, was Wahres und Falsches an ihm und an dem war, was man über ihn verbreitet.

Liesli hatte indeß auch von Gerty die mysteriöse Geschichte mit der Brieftasche erfahren, oder vielmehr zu dem, was ihm Felix wie Herrn Steinli selbst erzählt, daß Erni ihn mit dem muthmaßlichen Diebe fliehen sah — da fiel Uli der Name auf — es folgten Fragen und Erklärungen — kein Zweifel blieb, da Gerty gerufen ward und das Signalement ihres Bräutigams geben mußte — er war der fleißige Eisenbahnarbeiter, der sich eines Tages bei Uli gemeldet!

Wie glücklich war Gerty, daß er doch sich nicht hatte anwerben lassen, daß er nicht außer Landes gegangen, daß sie nun wußte, wo er war! Wie fand sie nun kein Ende Uli nach ihm zu fragen! Am liebsten wäre sie gleich selbst nach Zürich gereist! aber wie vorher sie ihm, so bot sich jetzt Uli ihr zum Vermittler an und sie ward nicht müde ihre Sehnsucht, ihre Reue zu schildern und Uli zu bitten, ein gutes Wort für sie einzulegen.

„Aber kehrt er nicht bald zu mir zurück," schloß Gerty, „oder läßt mir doch ein Wort des Trostes sagen, so komm' ich zu ihm und lasse nicht ab, bis er mir vergeben und wieder gut geworden!"

In Brunnen stiegen die beiden Mädchen an's Land und schieden von Uli, der sie nicht weiter begleiten wollte. Die Eine neu belebt von Hoffnung, die Andere entsagend und nur von Sehnsucht erfüllt eine Braut des Himmels zu werden, damit sie sicher sei vor dem Spott der Menschen und noch mehr vor jeder Begegnung eines Mannes, denn wenn

ihr Felix nur von Liebe log, wann er ein gemeiner Betrüger, der erste, der einzige Mann, der sich ihr im süßen Einverständniß genaht, da waren alle Männer ihr verächtlich und in der ganzen schönen Welt waltete nur Lug und Trug — dann war es ihr entsetzlich noch länger in ihr ausharren zu müssen.

Und Uli? Es war ihm doch leichter, denn es war zu einer Entscheidung gekommen.

Jetzt war er von allen Banden losgelöst, außer von denen des Vaterlandes. Ihm und seinen Beruf, der auch ihm diente, gehörte seine ganze Kraft.

Er dachte, er sei frei — und vermochte sich doch nicht die Vaterlandsgöttin, welcher er diente, anders als unter dem Bilde von Tuiska — Helvetia vorzustellen.

V.

Engelweihe.

„Hic est plena remissio peccatorum a poena et a culpa."
Kircheninschrift zu Einsiedeln.

Der Pfarrer Walther Suter hatte Gerty zu seiner Schwester aus doppelten Gründen geschickt. Einmal, damit er nicht, was ihm nur im Beichtstuhl vertraut worden, weiterrede, und sei's auch zum Heil seiner Schwester, sondern damit Gerty selbst der Freundin das gleiche Bekenntniß ablege, das sie im Beichtstuhl gethan, wie er wohl erwarten konnte, wenn er ihr nur sagte, daß Felix Lindenberg sich um Liesli beworben, dann aber auch um sich selbst von Gerty's Nähe zu befreien.

Sah er sie auch nur in der Kirche oder begegnete ihr, wenn sie auf die Alpe ging oder sonst — es war für ihn qualvoll genug.

Es paßte darum wenig zu seinem Beschluß, als er eines Tages von seinem Vater die kurze briefliche Meldung erhielt, daß Liesli, damit sie auf andere Gedanken gebracht werde und auch von ihm erfahre, welch' ein sauberer Bursche der deutsche Maler sei, auf einige Zeit zu ihm kommen werde. Denn nun wußte er, werde auch Gerty öfter in sein Haus kommen, er werde sie vielleicht täglich sehen müssen und alle die Qualen einer Leidenschaft empfinden, die als ein verborgenes Feuer in seinem Innern um so schmerzlicher wüthete, als er sie selbst verbrecherisch nannte, und jeden Tag sich von Neuem gegen einen Ausbruch derselben, der was in den geheimsten Kammern seines Herzens vorging, der Außenwelt verrathe, zu hüten suchte. Denn Walther war erfüllt von wahrhaft frommem Eifer für seinen Beruf. Er hatte ihn frei gewählt, so weit im zarten Knabenalter, in welches die Entscheidung fällt, von Freiheit des Willens die Rede sein kann, wo noch keine richtige Kenntniß von den Pflichten eines Lebensberufes möglich ist, und doch ein Entschluß für's Leben gefaßt werden soll. In der Schweiz allerdings tritt diese Nothwendigkeit nur hervor, wo es sich darum handelt, katholischer Geistlicher zu werden, da außerdem nicht diese strenge Trennung der Aemter besteht und allein die Fähigkeit eines jeden und das öffentliche Vertrauen darauf seinen künftigen Wirkungskreis bestimmt. In der Schweiz handelt es sich nur vor allen Dingen darum ein tüchtiger Mensch und Staatsbürger zu sein — und dann findet sich das Andere nach Neigung und

Prüfung von selbst. Ebenso wie jeder wehrhafte Mann Soldat ist, ebenso bedarf es keiner besonderen Carriere, um ein Beamter zu werden, es sei in welchem Zweig der Verwaltung oder der Geschäfte es wolle, da sie alle aus der Mitte der Privatpersonen heraus vom Volke aller drei Jahre frei gewählt werden. Und so ist es in allen Fächern: man fragt nicht, wie und wo und auf welchem Wege Einer zu juristischen oder pädagogischen oder anderen Kenntnissen gekommen ist: es genügt, daß er sie besitzt, um ihn zur Ausübung derselben zu befähigen, und das private wie das öffentliche Vertrauen richtet sich darnach, wie er es durch die That rechtfertigt, nicht nach den Zeugnissen, die er von Höhergestellten oder Vorgesetzten nach einer pedantischen Prüfung empfangen.

Aber mit dem römischkatholischen geistlichen Stand ist es denn doch ein Anderes, und Walther hatte ihn im zarten Knabenalter, besonders auf die Veranlassung seiner strenggläubigen Mutter gewählt, obwohl der Vater sich in ihm lieber einen Nachfolger für sein kaufmännisches Geschäft erzogen hätte. Und er hatte die Wahl dieses Berufes noch nicht bereut. Er hatte sich ihm mit voller Begeisterung ergeben, und war das Muster eines katholischen Geistlichen im stillen wohlthuenden Wirken, wie ein würdevoller Vollzieher jeder Amtspflicht. Nichts schmerzte ihn so sehr, als wenn er von dem und jenem geistlichen Amtsbruder einen sittlichen Fehltritt erfahren, und noch mehr, wenn er hören mußte, wie die Laien darüber zischelten und witzelten, und

worüber er in stillen heiligen Zorn gerieth, als etwas Alltägliches und Naturgemäßes nur belächelten.

Denn ihm war noch nie eine Versuchung genaht, die er nicht mit der Erinnerung an seine Eide, seine Würde, mit einigen geistlichen Sprüchen und brünstigen Gebeten siegreich aus dem Felde geschlagen hätte. Aber jetzt war es anders. Seit Gerty's Bekenntnissen im Beichtstuhl fühlte er sich von quälenden Dämonen angefallen, die er jeden Morgen niederwarf, um sie in jeder Nacht wieder aufstehen und sein Lager als scheußliche grinsende Larven umstehen zu sehen.

So war es auch in der Zeit, da Gerty abwesend war — welche ewig neuen Kämpfe standen ihm bevor, wenn er sie wieder sehen, sprechen, in ihrer Nähe sein mußte?

Welch' tragisches Geschick mitten in der Alltäglichkeit des Lebens! Seine Schwester sandte man zu ihm, damit sie von einer thörichten Leidenschaft geheilt werde, und er selbst, der ihr Arzt sein sollte, litt an einer schlimmer als thörichten, an einer sündhaften Leidenschaft, und konnte sich selbst nicht davon befreien! Und derselbe Mensch, um den seine Schwester litt, hatte auch Gerty unglücklich gemacht, war von ihr verflucht, von Liesli geliebt und von ihm — beneidet! Denn er hatte ja mit Gerty heiter gespielt und gekos't, indeß er für immer zur Oede der Entbehrung, zur Qual der Entsagung verdammt war.

Walther mußte sich bezwingen. Er nahm Liesli mit der alten Geschwisterliebe auf. Aber die Stätte war hier

für sie schlecht gewählt, um zu Frieden und Vergessenheit zu kommen. In diesen selben Räumen hatte ja Felix gewohnt, diese Gegenden hatten ihr seine Worte wie sein Pinsel geschildert, und Alles erinnerte sie hier an ihn wie daheim. Ihr Bruder nannte ihn einen Heuchler, in dem er sich getäuscht — aber er sprach doch von ihm und frischte so sein Bild immer von Neuem auf, und von Neuem blutete Liesli's Herz, wenn sie erschreckend erkennen mußte, daß sie einen Unwürdigen liebe, der mit ihr nur gespielt wie mit Gerty. Und doch suchte sie immer noch Entschuldigung für ihn und fand sie auch trotz ihres Bruders Worten, ja gerade aus manchen von ihnen wie aus denen der alten Wirthschafterin.

Uebrigens widmete sich Walther mehr als je seiner Gemeinde, seinem Beruf, und suchte immer dann abwesend zu sein, wenn Gerty kam seine Schwester zu besuchen und zu einem Spaziergang abzuholen.

Gerty, die ein bleiches und verstörtes Ansehen gehabt, begann jetzt wieder aufzublühen, seit neue Hoffnung ihr leuchtete, da sie wenigstens wußte, wo Erni war und sie durch Uli's Vermittlung auf seine Rückkehr und Versöhnung rechnete.

So waren einige Tage still vergangen. Da kam der 14. September heran und mit ihm das große Fest der Engelweihe im Kloster zu Einsiedeln.

In der baumlosen Einsamkeit des schweizer Gebirges erhebt sich aus einem Hochthal das prachtvolle Kloster. Hier

gründete einst, wie man erzählt, eine fromme Hand eine dem Marienkultus geweihte Kapelle. Der Bischof von Konstanz wollte in der Nacht vom 13. zum 14. September 948 die Kapelle weihen — da verkündeten ihm Engelsstimmen: der Heiland selbst inmitten himmlischer Heerschaaren habe bereits die Weihe vollzogen! Und die Stimmen der geweihten Priester riefen das neue Evangelium hinaus in das Land, damit die Gläubigen durch Besuch und Gebet vor dem also verklärten Gnadenbilde aller Schuld und Sünde los und ledig würden. Und der Pabst Leo VIII. bestätigte das Wunder und ließ mit stolzen Goldlettern über die Kirchenpforte die Inschrift setzen: „Hic est plena remissio peccatorum a poena et a culpa."

Seitdem strömen am Fest der Engelweihe, zumal wenn es auf einen Sonntag fällt, an 150—200,000 Pilger dem weltberühmten Wallfahrtsorte zu.

Wie hätte dort an diesem Tage der Pater Walther fehlen mögen! Und wie fast alljährlich stellte sich auch Tante Babette am 13. September ein, um am andern Tage ihrer frommen Gewohnheit zu genügen. Es verstand sich, daß Liesli sie begleitete — wie sehnte sie sich vor dem wunderthätigen Marienbilde hinzusinken mit jenen Tausenden, die auch dem wunderbaren Zuge des Innern folgten, um Heilung zu suchen, nicht für ein gelähmtes sichtbares Glied, sondern für ihr im Innersten gebrochenes Herz? Die schönsten blendend weißen Wachskerzen führte sie mit sich zum frommen Opfer — und da es ihr nicht vergönnt war,

sich selbst, wie sie wünschte, hinter den Wällen der Klostermauern vor den ferneren Anfechtungen des Lebens zu schützen, sich selbst zu opfern, so wollte sie wenigstens nicht bei diesem Opferdienst der Tausende fehlen, um andächtig zu beten und zu büßen.

Auch Gerty begleitete sie. Aber sie ging nicht nur um zu büßen und zu beten. Mit dem Hoffnungsstrahl, der ihr gekommen, war jetzt ihr Herz wieder von weltlichen Wünschen und Gedanken erfüllt. Dies Fest der Engelweihe war ihr immer auch ein weltliches, so gut wie ein geistliches gewesen. Noch im vorigen Jahre war Erni dabei an ihrer Seite gegangen. Sie hatte mit ihm gebetet, aber sie hatte noch mehr mit ihm gekos't und sich im bunten Gewühl der Menge einer harmlosen Freude überlassen. Denn darin eben ruht ja das Wesen der katholischen Religion und ihre Macht über die Menge, daß sie es ihr leicht macht, durch unverstandenes Gebet und Psalmensingen sich mit dem Himmel abzufinden und gleich daneben sich ungezügelt der Lust der Erde zu überlassen. Sie sind der schweren Pflicht entbunden durch eigene Anstrengung mit arbeitsamer Hand sich kämpfend und opfernd abzumühen um das Glück des Lebens: sie fordern es als unverdiente Himmelsgabe von dem wunderthätigen Gnadenbilde. Wo so große Wunder gewirkt worden wie hier, warum nicht für jeden einzelnen Beter ein ebenso großes, verhältnißmäßig aber dennoch kleines. Während die goldstarrenden Gewande mit ihren reichen Edelsteinzierden, die Einsiedeln zu

einem ganzen reichen Kleidermagazin machen, wie kaum ein zweites an Kostbarkeit zu finden, das Vertrauen auf weltliches Glück und die Lust daran in den Herzen der Gläubigen wecken, bezeugen tausend und abertausend Votivtafeln vom Dank Erlöster von allerlei körperlichen Leiden. Warum sollte denn nicht auch hier Hülfe zu finden sein für Seelenleiden? warum die Madonna nicht hier wieder zusammenführen, was hier sich sonst zusammen fand?

Der letzte Schluß war es eben, der Gerty's Gedanken eine weltliche Richtung verlieh. Ihr Erni war aber kein allzugläubiger Katholik. Er war sonst, wie er selbst gestand, „ihret- und des Spaßes wegen" mitgegangen; konnte nicht heute wieder ein ganz gleiches Motiv ihn herführen? Wenn Uli ihn milder für sie stimmte, konnte er nicht hieherkommen — wie zufällig hier sie finden und sich mit ihr versöhnen? Sie wußte wie stolz und trotzig er war, sie schmeichelte sich nicht damit, daß er auf Uli's Fürsprache gleich geradenweges zu ihr selbst kommen, ihr vergeben, sich ihr versöhnen würde — aber er konnte sich unter den Tausenden, die hierher strömten, von ihr suchen und finden lassen — sie konnte zu seinen, statt zu den Füßen der Madonna um Gnade und Vergebung flehen.

Und so wie die Motive dieser vier Menschen, die am frühen Morgen über den Hacken in das von der Sihl und Alp durchströmte Alpenthal, von den verschiedensten Empfindungen geleitet, wandelten, kamen von allen Seiten die großen Züge der Wallfahrer — und wer möchte es unter-

nehmen, all' die Motive zu sammeln, welche sie zu dem weiten Weg veranlaßt.

Denn nicht nur Schweizer sind es, namentlich aus den Urcantonen und aus Appenzell, die hierher wandern — auch aus Italien über den Gotthard steigen sie und aus dem blühenden Schwaben kommen ganze Züge über den Bodensee, um sich in Einsiedeln Ablaß zu holen für ihre Sünden.

Schon waren Tausende auf dem Plan und drängten zur Kirche, als Liesli mit den Ihrigen ankam. Doch folgte noch mancher geordnete Zug mit entfalteter Kirchenfahne, Männer, Weiber und Kinder über den blinkenden Rosenkranz gebeugt, unverstandene Gebete murmelnd.

Es war ein buntes wirres Getümmel, Gedränge an allen Orten und Enden. Ueberall waren Zelte errichtet, wo die Gasthäuser nicht ausreichten, ein Unterkommen und Erfrischungen zu gewähren. Zahlreiche Buden und Tische reihten sich aneinander, an denen ein schwunghafter Handel betrieben ward mit Reliquien, Rosenkränzen, Heiligenbildern, vor allen denen des heiligen Meinrad, dessen wunderbare Historie sammt der seiner Raben in abertausend Schriften und Gemälden verherrlicht war — denn er war ja der erste Erbauer der Kapelle.

Indeß Gerty überall umherspähete, ob sie den ersehnten Erni erblicke oder doch einen Bekannten, den sie nach ihm fragen könne, ging Liesli mit niedergeschlagenen Augen

neben Tante Babette, und hing sich fast ängstlich an ihren Arm.

Da grüßte sie Oheim Steinli. Er kam sonst selten zu den Wallfahrtsfesten, wenigstens im Spätsommer, wo es am meisten zu thun gab im Geschäft, denn er war doch der Ansicht, daß Thätigkeit und Arbeit den Wohlstand mehr beförderten als Müßigang und Gebet. Heute, sagte er, habe er eine Ausnahme gemacht, unter dem Vorwand der Wallfahrt suche oft nicht nur der Bettel, sondern sogar der Diebstahl ein Geschäft zu machen, und er wolle doch sehen, ob nicht vielleicht der ihm wohlbekannte Italiener seine tausend Francs benutze, hier damit das Geschäft zu erweitern. Er trennte sich bald wieder von seinen Verwandtinnen und verlor sich in dem Gedränge.

Liesli trat in die Kirche. Eben strömte Alles hinein, denn das feierliche Hochamt sollte beginnen. Unter der nach einem Ziele strömenden Menge blieb den Einzelnen nur übrig, an sich selbst zu denken, da und dorthin zu weichen oder sich schieben zu lassen, nur um nicht erdrückt zu werden. So hatten auch Tante Babette und Liesli sich von einander verloren. Man kannte diese Möglichkeit von früheren Erfahrungen her, wie die Schwierigkeit, sich dann wieder zusammenzufinden, wo meist die ganze Zeit verstrich, in müh- und angstvollem, oft nach ganz nutzlosem Nacheinandersuchen, und darum bestimmt für diesen Fall, sich doch Alle am Nachmittag, wenn es Zeit sei, wieder aufzubrechen, im Hause der Frau Treichler, einer alten Bekannten von

Tante Babette und getreuen Freundin der Conventualen von Einsiedeln, sich wieder zusammenzufinden. Dennoch war es Liesli unheimlich zu Muthe, als sie plötzlich nicht mehr wußte, wo ihre Begleiterinnen hingekommen.

Aber bald gab sie sich ganz der Andacht hin, die sie hierhergeführt und vielleicht stiegen unter all' diesen tausend und abertausend Gebeten die ihrigen am inbrünstigsten aus ihrem Herzen auf und suchten den Himmel. An einem Seitenaltar war sie niedergekniet vor einem wundervollen Gemälde der büßenden Maria Magdalene. Die Kerzen flammten rings umher, und aufsteigender Weihrauch verdunkelte das Sonnenlicht, das durch die buntgemalten Fenster in einzelnen Strahlen dringen wollte. Die Kerzen suchten es hinwegzuspotten, der Glanz von Gold und Silber und Purpur an allen Pfeilern und Altären der prachtvollen Kirchenhallen vertrug sich auch mit den röthlichflammenden Kerzen besser als mit dem weißen, hellen Sonnenlicht. Ueberall wehten goldstrotzende Kirchenfahnen, die Priester rauschten in prächtigen Gewändern von Sammt und Seide und schwer von goldener Stickerei. Chorknaben schwangen unaufhörlich die dampfenden Kessel und läuteten mit dem Cingulum. Am Hochaltar, wo das berühmte alte Marienbild „notre Dame des hêrmites," im herrlichsten Blumenschmucke prangte, waren die kostbarsten Kleinodien ausgestellt, und der Priester hielt die vom Golde schwere mit Edelsteinen und Perlen reichgeschmückte Monstranz hoch empor vor dem betenden Volk.

Die Schwüle eines heißen Sommertages war in die Kirche gedrungen, erhöht durch die Anwesenheit vieler Tausende zusammen gedrängter Menschen, erhitzt von dem weiten Weg, wohl auch von den Lasten, den Kreuzen und Marterhölzern, Wachsfiguren und Kerzen u. s. w., die sie den steilen Wallfahrtensteig heraufgeschleppt. Dazu der Dampf und Nebel des Weihrauchs, der Rauch der vielen brennenden Kerzen, eine rauschende Musik und Lippengeplärr der vielen Tausende — o, es war genug, um auch die Seelen in einen nebelhaften Zustand zu bringen und die Sinne zu verwirren.

Ueber Liesli war schon diese Verwirrung gekommen, als plötzlich eine nur zu wohl bekannte Stimme ganz nahe an ihrem Ohr flüsterte: „Liesli!"

Sie fuhr zusammen und brauchte nicht erst emporzusehen, um zu wissen, von wem diese Stimme kam — „Felix! Sie hier?" entschlüpfte ihr in unaussprechlicher Empfindung.

Felix kniete neben ihr und flüsterte mit seinem süßesten Ton, indem er ihr innig in die Augen schaute: „Wie sollt' ich nicht hierher kommen zum Feste der Engelweihe — konnt' ich doch erwarten, daß ich meinen Engel hier finden werde — und daß er auch für mich ein Wort der Weihe habe?"

Sie zitterte von tiefster Erregung, von der sie nicht wußte, ob sie Entzücken oder Entsetzen war, aber sie nahm all' ihre Kraft zusammen, um so fest als möglich zu ant-

worten: „Stören Sie mich nicht in meiner Andacht, Herr Lindenberg, ich habe Nichts mehr mit Ihnen zu schaffen.“

„Man hat mich bei Ihnen verleumdet,“ rief er, „ich weiß es, Ihre Angehörigen haben es gethan, um Sie wieder in die alten Fesseln zu schlagen — Sie sind wieder eine gehorsame Tochter und Braut geworden — “

„Nein,“ unterbrach sie ihn mit einem seltsamen Gemisch von Stolz und Demuth: „Ich konnte mein Herz an einen Unwürdigen verlieren, damit es breche, aber ich kann nicht selbst als eine Unwürdige einem edlen Mann gehören. Das ist vorbei für immer.“

Er schöpfte Hoffnung aus diesen Worten, so kalt sie auch klangen. Sie hatte sich doch vermocht aus den aufgedrungenen Banden zu befreien, er durfte sich sagen, daß dies sein Werk war! „Sie haben mir nicht geantwortet,“ begann er, „man hat mich von Ihrer Seite getrieben, um mich dann schmähen zu können — “

Sie unterbrach ihn: „Lassen Sie mich!“ und als sie in diesem Augenblick an der entgegengesetzten Seite, freilich durch einen ganzen Menschenknäuel von ihr getrennt, Gerty gewahrte, fügte sie bedeutungsvoll hinzu: „dort ist Gerty, meine Freundin!“

Sie ist eifersüchtig! dachte Felix wieder triumphirend, sie liebt mich noch, nun hab' ich gewonnen! Zu ihr gewendet fuhr er fort: „Hab' ich Ihnen denn nicht schon gesagt, daß eine Aelplerin dieser Gegend mir lieb und werth war, weil sie mir von Ihnen erzählte? Vielleicht that ich

Unrecht daran, vielleicht bezog das Mädchen, was eine Huldigung für die nur einmal gesehene Liesli war, als Huldigung auf sich selbst, vielleicht erkannte sie zu spät, daß nicht ich sie, sondern sie selbst sich getäuscht, und rächt sich nun an mir durch Verleumdung."

Liesli schwieg, aber sie neigte sich tiefer und höher erröthend auf ihren Rosenkranz.

Er begann auf's Neue die Sehnsucht nach ihr zu schildern, die Verzweiflung, die ihrer Trennung gefolgt sei, und wie er seine einzige Hoffnung auf dieses Fest gebaut.

Sie antwortete nicht mehr in stolzem verweisenden Ton, sondern nur in ängstlich flehendem: „Hören Sie auf, wenn man uns hier sieht, wenn man Sie hört!"

„Ich weiche hier nicht," antwortete er zuversichtlich, „bis Sie mir mit hinausfolgen, wo uns Niemand sieht und hört."

Liesli stand auf — sie wußte nicht, was sie thun sollte — die wieder angefachte Leidenschaft zog sie zu Felix, nur zu gern hatte sie seinen Schmeichelworten gelauscht, ihre Augen glühten in einander, sein warmer Athem strömte ihr zu. —

„Alle holen sich hier Vergebung und Erlösung!" rief er, „nur mir allein soll keine werden!"

Sie hätte kein Weib sein müssen, wenn nicht diese Worte von dem Mann, der zuerst die Gluth der Liebe in ihrem Herzen angefacht, all ihre Widerstandskraft gebrochen hätten. Sie wollte ja nur seine Entschuldigungen, seine

Rechtfertigung hören, es war ja unmöglich, daß er ein gemeiner Betrüger war, sie hatte doch kein Recht, ihn ungehört zu verdammen. Sie war bereit ihm zu folgen. —

Indeß hatte auch Tante Babette eine Bekanntschaft aus früherer Zeit erneuert. Das Gebetbuch, das man ihr im Gedränge aus der Hand geworfen, hatte ihr ein blasser, feingekleideter Mann aufgehoben, dessen auffallend gelbe Gesichtsfarbe, schwarzes Kopfhaar und Bart, feuersprühende Augen und römische Nase einen Italiener in ihm vermuthen ließen. Sie dankte für seine Aufmerksamkeit und ihn scharf betrachtend, fragte sie, ob sie ihn nicht schon früher getroffen, er möge ihrem Gedächtniß zu Hülfe kommen, im Alter stumpfe es sich ab.

„O, Jungfer Suter!“ rief er, „das waren trübe Tage, die man gern vergessen möchte, wenn man nur könnte!“ Er sah sich nach allen Seiten um und fuhr leiser fort: „Zu Luzern war's an jenem unglücklichen 22. November — ich bot Ihnen meine Dienste an, aber Sie verschmähten die Flucht und haben die Gräuel der folgenden Tage mit ansehen müssen!“

„Ach nun wird mir Alles klar,“ antwortete Babette, „hätten wir doch Ihren Schutz angenommen, der sich uns schon bewährt hatte, es wäre uns viel erspart worden!“

Der Italiener, den damals Liesli zuerst in der Kirche zurückgewiesen, hatte vorhin sie und Babette zusammengesehen und wiedererkannt und beschlossen, sich ihr zu nähern. Zu seinem Verdruß sah er jetzt, daß er die Tante vergeblich

angeredet habe, um in die Nähe der Nichte zu kommen, die ihm plötzlich entschwunden war, und er fragte nun endlich, ob Jungfer Liesli nicht mit hier sei?

Babette erklärte: „Das Gedränge hat uns auseinander gebracht, vielleicht helfen Sie mir sie wiederfinden."

Der Italiener war gern dazu bereit. Er blieb in ihrer Nähe und trat mit ihr aus der Kirche.

Als Liesli mit Felix durch einen halbdunklen Kreuzgang schritt, in dem es im Verhältniß zu der gedrängtvollen Kirche ziemlich leer war, fielen plötzlich ihre Augen auf Willi Luckhardt.

Wie kam er hierher, der sonst niemals wallfahrtete, und wenig wissen wollte von dem Sinnen- und Formendienst der katholischen Kirche? Er erschien hier in der That so fremd, und seine sonst so klare Stirn war von schwermüthigen Wolken verdüstert, um seine Lippen zuckte es wie Wehmuth und aus seinen Augen brach ein Strahl des Zornes über dies Gemisch von Gottes- und Freveldienst, das ihn umgab, daß man unwillkürlich denken mußte, er werde, wie einst vor mehr als dreihundert Jahren an demselben Fest und derselben Stelle jener edle Diener der Aufklärung that, wider den Götzendienst predigen. Denn hier war es, wo Huldreich Zwingli zuerst vor den versammelten Wallfahrern die eingerissenen Mißbräuche und Irrlehren der Kirche schonungslos enthüllte, wo der Strahl der ewigen Wahrheit in die goldglänzende Verfinsterung von Zwingli's Feuerworten so hellleuchtend einbrach, daß nach

seiner Predigt (am Fest der Engelweihe 1517), die Mönche ihre Kutten abwarfen, die Wallfahrer davon zogen und das Kloster eine Zeit lang verlassen blieb. Doch indeß das Licht seiner Lehre sieghaft die halbe Schweiz durchstrahlte, kehrte hierher die alte Nacht zurück — und Willi stand mitten in ihr. Auch ihn trieb nur ein weltliches Interesse, wenn anders der Zug des Herzens so genannt werden darf.

Uli hatte ihm nach der Trennung von Liesli Alles gesagt, wie sie in Frieden von einander geschieden waren und was ihr letzter Beschluß. Wie Liesli selbst von Felix' Unwerth überzeugt sei, und darum um so schmerzlicher kämpfe und leide, sich selbst erniedrigt fühle. — Diese Selbsterniedrigung war es, was Willi peinigte, noch mehr, als er erfuhr, daß Tante Babette nachgereist, um sie zum Fest der Engelweihe nach Einsiedeln zu begleiten. Unklare Vorstellungen tauchten in ihm auf. Liesli sehnte sich nach dem Kloster. — Tante Babette hatte auch im Ausland unter den Pfaffen Verbindungen und Freunde, in Einsiedeln konnte sich gar wohl eine Gelegenheit finden, Liesli in ein Kloster zu bringen, auch wenn es kein schweizerisches war, und nach einer reichen Erbin streckten sich überall gierige Hände aus. Willi gehörte auch zu denen, die es in Luzern jahrelang mit angesehen und erlebt, welches Unheil dort die Pfaffen- nnd Jesuitenwirthschaft angerichtet, und die darum immer sehr dagegen auf ihrer Hut waren, und zuweilen auch da solche Umtriebe witterten, wo nicht daran zu denken. Es war ihm, als müsse er zu Liesli's

Schutze nach Einsiedeln. Uli hatte aufgehört ihr Bräutigam und damit ihr natürlicher Beschützer zu sein. Willi beging jetzt keinen, auch noch so kleinen Verrath an der Freundschaft, wenn er Liesli wiedersah, ihr seine Achtung bezeugte und ihr Beistand zu werden suchte, wie er es schon einmal gewesen.

So war auch Willi nach Einsiedeln gekommen zum Erstenmale an diesem Tage in seinem Leben, denn er hatte sich diesem Treiben immer grundsätzlich fern gehalten.

Er hatte Liesli erst lange vergeblich gesucht und jetzt, da er sie erkannte, erkannte er auch ihren Begleiter — es war ganz anders gekommen, als er erwartet hatte — nicht von frommen Schwestern und Pfaffen umgeben, er sah sie an Felix Lindenberg's Seite.

Er hörte nicht, was er zu ihr sprach, er sah nur, daß sie mehr und mehr erglühte — und jetzt trafen ihre Augen auf Willi's hohe Gestalt.

Da wich plötzlich alles Roth aus ihrem Antlitz, ein leiser Schrei rang sich aus ihrer bebenden Brust, Marmorblässe folgte der glühenden Röthe, sie that einen Schritt gegen Willi, wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihr, sie faßte nach ihm, um sich anzuhalten, denn sie taumelte und wäre umgesunken, wenn sie nicht Willi kräftig erfaßt und an sich angelehnt hätte.

Felix und Willi standen einander drohend und finster gegenüber wie damals, da sie auf der Reußbrücke einander zuerst begegneten.

Felix faßte sich zuerst, und während ihn Willi mit prüfenden Blicken maß, sagte er mit gewohnter Leichtigkeit: „Mein Herr, dieser Dame ward schon vorhin von der Hitze in der Kirche unwohl und ich führte sie heraus, um sie zu den Ihrigen zu bringen."

„Mir scheint," sagte Willi, „sie erwartet diesen Dienst von mir, ich bin ein alter Freund ihres Hauses."

Felix wollte eben mit einer trotzigen Gegenrede antworten, als Tante Babette, von dem Italiener begleitet, sich hinzufand.

„Dort sind die Ihrigen!" flüsterte Willi der Halbohnmächtigen zu, und es war, als wenn diese Worte sie wieder zum Bewußtsein brächten. Willi übergab sie Tante Babette mit der ruhigen Erklärung, daß ihr unwohl geworden, und während diese sie an ihren Arm nahm, begann auch Felix eine höfliche Anrede an sie, als plötzlich der Italiener seine Hand ergriff, vertraulich schüttelte und sagte:

„Ach, sieh da! mein lieber Herr Felix Lindenberg; sehr erfreut Sie wiederzusehen. Ich dachte schon, Sie wären wieder nach Deutschland gereist?" Er sprach dies auf italienisch und fügte noch einen Schwall von freundschaftlichen Reden hinzu.

Felix erkannte in ihm seinen Lebensretter bei einem Unwetter, das ihn auch in der hiesigen Gegend getroffen, und antwortete ihm ebenfalls in italienischer Sprache, wenn auch im Ganzen mit etwas kühler Zurückhaltung. Es schien, er habe Lust, bald wieder von ihm loszukommen, und doch

wollte er auch weder Babette noch Liesli aus dem Gesicht verlieren.

So traten sie Alle zusammen aus der Kirche.

Da plötzlich riefen die Stimmen mehrerer stämmiger Burschen mit Knütteln bewaffnet:

„Das ist er! — Haltet ihn! durchsucht seine Taschen, prügelt ihn!“

Und derbe Fäuste griffen nach dem Italiener.

„Was soll das?“ rief er italienisch und hing sich an Felix' Arm. —

Wer stört hier den Frieden des feierlichen Festes?“ rief Felix. „Wer sieht auf Ordnung? Giebt es keine Polizei?“

„Er ist ein Deutscher! er schreit nach der Polizei!“ riefen mehrere Stimmen durcheinander, „die brauchen wir nicht! wir sind keine kleinen Kinder, wir können uns selbst helfen!“

Jetzt ward auch Herr Steinli sichtbar und mahnte: „Keine Gewalt! Vor Gericht wird es klar werden, daß er es ist, der meine Brieftasche mit den tausend Francs gestohlen, ich kenne meinen Mann!“

„Um der heiligen Jungfrau Willen!“ rief Jungfer Babette und zupfte Herrn Steinli, „Sie irren sich, es ist Herr Crevola, ein Bekannter unseres Hauses!“

Aber so wenig ihre Mahnung bei ihm, so wenig fruchtete seine Mahnung bei den einmal aufgeregten Burschen. Sie packten den Italiener, rissen ihm den Rock ab

und holten glücklich aus den Taschen desselben zwei goldene Uhren, deren eine ein nahestehender Mann, der zuerst mit Herrn Steinli Verdacht auf den Italiener gehabt, als die seine erkannte, und ein paar silberne Dosen fanden, war das souveraine Volk auch nicht mehr davon zurückzuhalten, Selbstjustiz zu üben und vorläufig den Italiener mit Knüttelhieben zu bestrafen, ehe man ihn in Gewahrsam brachte. Herr Steinli und einige Andere, die Felix Arm in Arm mit dem Italiener sahen, waren nicht abgeneigt, auch mit diesem ähnlich zu verfahren.

Liesli stieß einen Schrei aus, sah Willi bittend an und sagte nur mit herzbrechendem Flehen: „Herr Luckhardt! o, um aller Heiligen Willen!“ —

Das genügte ihm. Er stürzte sich selbst unter die Tobenden, nahm Felix am Arme und sagte mit gebietender Stimme:

„Meine Herren! vergreifen Sie sich nicht mit dem Schuldigen an dem Unschuldigen. Lassen Sie uns nicht draußen im Reich nachsagen, daß die Fremden bei uns unter Willkür und Gesetzlosigkeit leiden müßten! Ich verbürge mich dafür, daß dieser Herr vor Gericht erklären wird, wie er zu diesem Gauner kam — aber bis jetzt hat Niemand ein Recht, ihn für seines Gleichen zu halten!“

Das wirkte, die aufgehobenen Stöcke sanken zurück.

„Es ist ein Ehrenmann, der Herr Luckhardt junior aus Luzern;“ sagten Einige.

Andere versetzten: „Ach was, er ist ein Radicaler und

will überall das große Wort führen. Wie kommt er denn heute hierher, wallfahrten und beten ist ja sonst seine Sache nicht."

Aber der Sturm war doch beschwichtigt.

Lindenberg verneigte sich mit gezwungenem Dank vor Willi und sagte auf Babette und Liesli deutend: „Diese Damen kennen mich!"

„Renommiren Sie nicht damit," sagte Willi, „sie kannten den Italiener auch und das fait accompli, sprach wider ihn — und dort ist Herr Steinli, der mir zürnt, weil ich Sie in Schutz genommen — ich erwarte, daß Sie mir auf das Gericht folgen."

Felix mußte sich ihm fügen, wenn er sich nicht wirklich verdächtig machen wollte. Er ging sogleich mit ihm und Herrn Steinli, der sich sehr freute, daß er so gut calculirt und nicht umsonst hierher gewallfahrtet war.

VI.

Ein Brief.

„Frohmüthig und sonnenhaft!“

Uli war nicht sobald nach Zürich zurückgekehrt, als er Erni aufsuchte und in schonender Weise ihm erzählte, wie er Gerty in Luzern bei einer ihm befreundeten Familie getroffen und mit ihr und Liesli Suter auf dem Dampfschiff bis Brunnen gefahren sei, wo es denn zu allerlei Erklärungen gekommen.

Natürlich wollte Uli Liesli's Ruf nicht preisgeben und verschwieg, wie störend Felix Lindenberg auch in seinen und ihren Lebenskreis getreten, aber er schilderte, welche Macht er auch auf andere edle Frauenherzen geübt und wie bitter Gerty bereue, nur einen Augenblick leichtsinnig seinen Schmeicheleien gelauscht zu haben, wie sehr sie ihn jetzt verachte und verabscheue und in welcher Verzweiflung sie gelebt, seit ihr Erni spurlos verschwunden.

Aber Erni wollte erst auffahrend gar Nichts hören, da Uli nur den Namen Gerty nannte, und wenn dieser trotzdem nicht abließ, so antwortete jener doch nur mit dumpfem Groll und einzelnen Zornesblitzen. Er blieb dabei, daß er Nichts mehr von einer Dirne wissen möge, die mit einem Andern sich eingelassen und der es dann ganz recht geschehe, wenn sie sitzen bleibe und jeder rechtschaffene Bursche sie verachte.

Man sah es ihm an, wie unbeschreiblich er litt, indem er von ihr hörte und sprach — ihren Namen vermocht' er gar nicht über seine Zunge zu bringen, er zwang sich immer nur „die Dirne" zu sagen und suchte geflissentlich Alles hervor, was sie herabsetzen konnte und seine Liebe zu ihr als eine solche zu bezeichnen, deren er sich schäme. Aber man fühlte, wie gewaltsam er sich zwang, sein Herz zu verhärten und wie er es selbst peinigte, nur um in seinem tückischen Trotz zu verharren. Ja, er gestand ein, daß er um Gerty's Willen von seiner Mutter, seiner Alpe, von seinem seit frühester Kindheit liebgewordenen Beruf gelaufen, nur damit er sie nimmer wiedersehe, daß er grenzenlos unglücklich sei und vergeblich ringe, durch die schwerste und ausdauerndste Arbeit sich zu ermüden, damit er es vergessen lerne, noch lieber sich ganz hinzurichten und am Heimweh zu sterben, denn einen frohen Augenblick könne er doch sein ganzes Leben lang nicht wieder haben — aber niemals möge er Gerty wiedersehen, nie ihr wieder ein Wort vergönnen.

Alle Vorstellungen Uli's waren bei diesem hartnäckigen Charakter vergebens. Uli tröstete sich damit, daß auf einen Hieb niemals ein Baum falle und daß einer wilden Leidenschaft, zumal einer gekränkten gegenüber, niemals eine stille Vorstellung der Vernunft etwas nütze, sei sie auch noch mit so guten Gründen versehen. Mit der Zeit, die ja alle Leidenschaften sänftigt und alle Schmerzen lindert, hoffte er auch hier noch ein versöhnliches Ziel erreicht zu sehen.

Gerty freilich fand für sich keinen solchen Trostgrund, als sie am Fest der Engelweihe vergeblich nach Erni suchte und dafür sogar, wenn auch nur von Weitem, den gewahren mußte, der an all' ihrem Elend Schuld war! Nicht erquickt und gestärkt von dem Bittgange, sondern verstört und verzagend wie eine Büßende, die kein Wort der Verheißung vernommen, war sie von dem Wallfahrtsfeste heimgekehrt in ihre stille Hütte.

Eines Tages, als Uli die Eisenbahnarbeiter bei einem schwierigen Durchstich persönlich inspicirte, trat ein Fremder zu ihm, redete ihn als „Herr Ingenieur" an und fragte, ob er nicht unter seinen Arbeitern einen gewissen Erni Keßler habe und ihm Auskunft geben könne, wo er ihn finde.

„Begleiten Sie mich zu ihm," antwortete Uli, „er arbeitet dort unten hart am Felsen, denn er ist immer da, wo es die größte Anstrengung giebt."

Sie hatten nicht weit zu gehen, bis sie Erni fanden, der mit einer schweren Eisenhacke gewaltige Schläge führte.

Uli rief ihm zu, herüber zu kommen.

„Herr Sturm!“ sagte Erni erfreut, und schüttelte diesem die Hand, dann eilte er ihm Uli vorzustellen.

Georg Sturm sagte, daß er jetzt in Zürich zu bleiben gedenke und gab Erni seine Adresse, damit er ihn des Sonntags besuche, um ihn jetzt nicht von der Arbeit abzuhalten.

Uli und Sturm gingen miteinander.

Uli, der natürlich jener Geldsendung aus England, die einst durch seine Hände an Sturm gegangen war, nicht erwähnen mochte und doch ihrer gedenkend daraus den Schluß zog, Sturm möge vielleicht noch jetzt unter dem Elend eines unsteten Flüchtlingslebens leiden, fragte ihn sogleich, ob er in Zürich Bekannte habe oder ob er ihm sonst mit Etwas dienen könne?“

„Ich habe hier viele Bekannte und Schicksalsgenossen unter den Deutschen — den Flüchtlingen von 1849, damit ich es gleich jetzt heraussage, wozu ich gehöre,“ antwortete Sturm. „Eine Empfehlung an Professor Schönborn gedachte ich heute noch abzugeben.“

„Das trifft sich gut,“ sagte Uli, schnell einen augenblicklichen Entschluß als einen längst gefaßten fingirend, „so kann ich Sie ihm vorstellen, denn ich beabsichtigte auch ihn heute zu besuchen. Nur eine Stunde brauche ich noch zu meinen Inspectionsarbeiten, dann bin ich zu Ihren Diensten. Ich hole Sie dann da unten in der Eisenbahnrestauration ab, wenn Sie mich dort erwarten und vielleicht hier erst einen Spaziergang machen wollen.“

Sturm dankte freundlich für diese Bereitwilligkeit und erklärte, daß er nicht verfehlen werde, sich pünktlich einzustellen.

Hatten beide Männer auch eine etwas zurückhaltende Art, Sturm von der Verbitterung des Flüchtlingslebens und den Erfahrungen, die er mit den Schweizern gemacht, und Uli aus schweizerischer Schweigsamkeit, die dem Fremden gegenüber nicht gleich nachläßt, obwohl er noch von so vielen seiner Landsleute eine rühmliche Ausnahme machte, so fanden sie sich doch in ihrer Unterhaltung gegenseitig von einander angeregt und der ziemlich weite Weg erschien ihnen verhältnißmäßig kurz.

Auch von Erni sprachen sie, der ihre Bekanntschaft vermittelt hatte.

„Er hat mir erzählt," sagte Uli, „daß Sie es waren, der ihm vom Reißlaufen abhielt. Manchmal scheint er es doch zu bereuen, und wenn irgendwo in der Nähe eine Kriegstrompete klänge, er würde heute noch ihr zulaufen, wenn er dächte, er könnte sich in der Schlacht einen schnellen Soldatentod holen. Um Sold zu dienen war's ihm nicht und um nur in der Fremde Schildwache zu stehen oder gar Scherge der Tyrannei zu sein — dazu fühlte er sich doch zu gut. Kommt eine solche unzufriedene Stimmung über ihn und er wünscht sich wohl gar ein Winkelried zu sein, die Feindesspeere sich in die Brust zu stoßen, dann sag' ich ihm, daß jeder Schienenweg, den wir bauen, auch eine „Gasse der Freiheit" sei und daß man sich den Tod nicht wünschen

dürfe, wenn man lebend noch dem Vaterlande zu nützen vermöge und sei's auch nur mit der Kraft seiner Arme — dann haut er mit seiner Hacke darauf zu, wo die schwerste Arbeit ist, als gälte es allein für drei zu arbeiten. Aber es ist ein trotziger Starrkopf, ich versuche vergebens ihm seine Grillen auszutreiben — er kommt immer wieder auf seinen alten Satz zurück."

„Mir scheint, er ist ein ächter „Klauenmann" der altgefreiten Schweiz;" sagte Georg, „hartnäckig sein Recht behauptend, zäh und ausdauernd wie bei der Arbeit auch in seinen Grundsätzen, aber auch in seinen Leidenschaften."

„Wahrhaftig!" bestätigte Uli, „ich glaube, er ist im Stande sich lieber zeitlebens elend zu machen, als nur ein Pünktchen nachzugeben von dem, was er einmal gesagt hat."

„Mir selbst," sagte Sturm, „ist es schwer geworden, ihn mir wieder zu versöhnen — weil ich ihn davon abhielt, seinen Nebenbuhler auf der Stelle niederzuschießen, kein Mensch wird diesen braven Burschen für blutgierig halten, aber ich glaube, er bereut noch heute, daß er jenen Mord nicht begangen, am wenigsten wird er es mir jemals Dank wissen, ihn daran gehindert zu haben."

„Wir können davon sprechen," sagte Uli, „denn ich glaube, Ihnen ist wie mir seine traurige Liebesgeschichte bekannt. Helfen Sie mir, daß sich das Paar wieder glücklich zusammenfinde!"

Sturm schüttelte mit dem Kopf und machte eine abwehrende Handbewegung. „Ich menge mich nicht in der=

gleichen Verhältnisse!“ sagte er; „dem Vaterland und seiner Mutter sucht' ich den braven Burschen zu erhalten — ob er mit dem Mädchen wieder zusammenkommt oder nicht — das ist seine Sache.“

„Kennen Sie auch diesen Maler Lindenberg?“ fragte Uli weiter.

„Ein ganz charakterloser Mensch,“ antwortete Georg kurz, „aber er hat ein einschmeichelndes Betragen und Glück bei den Frauenzimmern — nicht nur bei einer Aelpnerin, auch bei den gebildetsten und edelsten. Man macht es häufig den Männern zum Vorwurf,“ fügte er hinzu, um von dem Besonderen auf ein Allgemeines zu kommen, „daß sie am ehesten von den leichtsinnigsten und haltungslosesten Mädchen sich bethören lassen, von solchen, die es verstehen keck entgegenzukommen — aber oft ist es bei den Frauen umgekehrt dasselbe, oft finden die Unschuldigsten und Edelsten, welche die Bewerbung braver Männer stolz zurückweisen, in erklärten Taugenichtsen, Roues und Männern von sehr zweifelhafter Moral ihre geträumten Ideale und werden ihre Opfer.“

„Sie haben Recht,“ sagte Uli, den dieser Ausspruch frappirte, weil er ihm auch auf Liesli zu passen schien. „Es bleiben immer ungelöste Räthsel im Männer- wie im Frauenherzen. Am besten ist es immer, man sucht wenigstens bei sich selbst Kopf und Herz im Einklang zu erhalten, damit nicht jenes dominire und uns unfähig mache für höhere Pflichten, blind und taub gegen die Forderungen

unsers Berufes, unsrer Bürgerpflicht. Die Liebe, die uns das vergessen lehrt, ist auch nicht die rechte, nur eine, die dazu begeistert und geschickt macht, sollten wir in uns dulden und aufkommen lassen."

Damit war vor der Hand das Gespräch über Erni und die Liebe abgethan. Es folgten andere, minder zarte, mehr wissenschaftliche Themen.

Als sie an der „Flora," dem Hause des Professor Schönborn ankamen, fanden sie Frau und Tochter desselben im Garten und jener ward bald aus seinem Studirzimmer herabgerufen.

Wie Uli bald nach Tuiska's plötzlicher Abreise dies Haus betreten, hatte man ihm dieselbe berichtet und er dabei nicht im Entferntesten verrathen, wie wohl ihm bekannt sei, was derselben unmittelbar vorhergegangen und er davon viel mehr wisse, als selbst ihre Verwandten. Man hatte ihm gesagt, daß Tuiska's Vater ganz unerwartet gekommen sei und sie heimgeholt habe. Seitdem waren Wochen vergangen und er hatte Nichts wieder von ihr gehört.

Heute, als sich bald der Professor mit Sturm in ein pädagogisches Gespräch vertieft hatte und die Hausfrau sich einen Augenblick zurückgezogen, schien ihm die Gelegenheit günstig, die mittheilsamere Bertha nach Fräulein von Bodenrieth zu fragen.

„Wer sollte es für möglich halten?" rief diese, „denken Sie, Tuiska ist nur ein paar Monat hier gewesen — und hat doch schon das Schweizerheimweh! Tuiska das

Schweizerheimweh! Sie wissen, wie viel sie hier auszusetzen, zu tadeln hatte, wie Vieles ihr ein Gräuel schien! Ja, Sie wissen auch, wie wenig sie hier herum und gar nicht viel weiter in die eigentliche Schweiz gekommen ist. Aber Sie kann weder den Züricherſee vergessen, noch den Albis, noch — nun ich muß es Ihnen doch sagen, denken Sie, sie schreibt: was macht das Ideal von einem Urschweizer? damit sind nämlich Sie gemeint." — Tuiska hatte wirklich so geschrieben, aber Bertha machte leicht genug aus dem „Dein" vor Ideal nur ein das, damit es doch nicht beschämend klänge, es möge nun ernstlich oder ironisch gemeint sein, und die Mittheilung war auch so noch immer naiv genug.

Uli wußte kaum, was er dazu sagen sollte, aber alle zarteren Saiten zitterten wunderbar in ihm, er hatte wieder jenes halb süße, halb bittere Gefühl, das ihn fast stets in Tuiska's Nähe ergriffen hatte, er sagte darum auch ziemlich bitter: „Das wäre ja allzuviel Güte, wenn sie sich meiner noch entsänne! Uebrigens danke ich für die Schmeichelei, nach dem wie Fräulein von Bodenrieth uns Schweizer beurtheilt, ist jener Ausdruck für das Non plus ultra eines tölpelhaften Bauern gewählt."

Bertha blickte ganz erschrocken in Uli's ernstes Gesicht, das sich zum Lächeln zu zwingen suchte. Was hatte sie denn da angerichtet mit ihrem kindischen Referat? Sie sprang plötzlich auf und sagte: „Ich habe am meisten gescholten oder mich lustig gemacht über Tuiska's überverfei-

nertes Wesen, über ihre Vorurtheile gegen dieses Land, all' die ungerechten Vorwürfe und wegwerfenden Spöttereien, womit sie unsere Landsleute überhäufte und aus ihren sogenannten vornehmen Formen sich nicht in die einfacheren unsers republikanischen Lebens zu finden vermochte — ich muß sie darum jetzt in Schutz nehmen und Ihnen auch eine bessere Idee von ihr beibringen! Bewies sie denn nicht schon an Papa's Geburtstag, wie sehr sie sich geändert und gebessert? Aber das Beste ist, wenn ich ihren letzten Brief hole und ein paar Stellen daraus mittheile. Dort in der nahen Laube ist ein stilles Plätzchen. Indeß die Herren dort noch eine neue Generation nach einem neuen System erziehen und Mama für die jetzige Generation das Abendmahl besorgt, kann ich Ihnen dort ungestört aus Tuiska's Briefe vorlesen. In ein paar Augenblicken bin ich wieder hier!" Und wie eine muntere Gazelle sprang sie davon.

Uli konnte ihr nur nachrufen: „Sie sind allzugütig!" und mit wohlgefälligem Lächeln dem holden Kinde nachsehen, das kein größeres Glück zu kennen schien, als eine verkannte Freundin zu entschuldigen und im glänzendsten Lichte erscheinen zu lassen. Es ist etwas Erquickendes um den Morgenhauch dieser reinen Mädchenjugend, den noch kein glühendes Tagesgestirn und keine düstere Nebelwolke gestört. Noch weiß sie Nichts von dem Egoismus des Herzens, das unter der Herrschaft der Liebe schlägt, noch ist es allein erfüllt von der Zärtlichkeit der Freundschaft und setzt fröhlich die Freundin an die Stelle des eignen Ich,

Alles was ihr geschieht, empfinden, als geschähe das dieser selbst, immer bereit mit ihr zu leiden, sich zu freuen, für sie in die Schranken zu treten.

So empfand Bertha, denn jetzt, da Tuiska fort war — und sich in der Entfernung unglücklich fühlte, fehlte sie Bertha überall, erkannte diese erst ihre guten Eigenschaften, übersah und vergab, was ihr früher an ihr nicht gefallen hatte, und gerade darum geschah es, daß sie jetzt um so mehr Tuiska's Fürsprecherin ward, weil es ihr war, als habe sie an ihr ein großes Unrecht bei sich und Andern wieder gut zu machen.

Da kam sie denn wieder mit Tuiska's Brief und zeigte Uli die schöne, ausgeschriebene, fast männliche feste Handschrift. Aber ganz zu lesen mochte sie ihm denselben doch nicht geben — das wäre nicht Rechtfertigung der Freundin, das wäre Verrath an ihr gewesen, ein rücksichtsloses Preisgeben verwandtschaftlicher Familienverhältnisse. Denn Tuiska hatte im Anfang des Briefes erzählt, daß sie trotz des guten Willens, in ihrer Stiefmutter die Gattin ihres Vaters zu ehren, mit ihr nicht zu leben vermöge, da dieselbe zwar keine Mutterrechte geltend machte und sie vor andern Leuten mit Schmeicheleien und erheuchelten Liebesbeweisen und zärtlichen Namen überhäufe, daheim aber sie mit Impertinenzen quäle, sogar die Dienerschaft gegen sie hetze und durch ihre Ueberredungskünste bei dem Vater sie gerade in allen kleinen wie großen Dingen zu dem zu zwingen suche, was ihr das Widerwärtigste wäre. Ihr Vater litte selbst darunter,

und nachdem sie einige Male öffentlich mit ihm und seiner Frau in Gesellschaften und auch an dem Hof erschienen, habe er ihr gestattet — unter dem Vorwand, daß ihr die Stadtluft nicht bekäme, sich zur Gräfin von Somsfeld, einer weitläufigen Verwandten und schon bejahrten Dame zu begeben, deren Besitzung durch die Eisenbahn nicht allzu entfernt von der Residenz sei, die sie darum doch bei manchen Veranlassungen besuchen müsse.

Dies Letztere referirte Bertha, so weit es für einen Fremden taugte, in der Kürze und las nun:

„Ein schöner Blumengarten umgiebt das kleine Schlößchen, das in dem jetzt modern gewordenen gothisch-maurischen Styl erbaut ist. Ein anmuthiges Gemisch von schiefergedeckten Giebeln und Thürmen, Säulenhallen und Balkonen — Alles im kleinen Maaßstab, eine Spielerei der Architektur, aber den Bedürfnissen von Personen entsprechend, bei denen am Ende doch nur Alles darauf hinausläuft, das Leben am schnellsten unter wechselvollen Spielereien zu verbringen. Zu etwas Anderem sollen wenigstens wir Damen des guten Tones ja doch nicht auf der Welt sein! Ich habe für mich das hübscheste Zimmer mit einem blumengeschmückten Balkon. Die schönen Bäume des nahen Parkes, die zu ihm emporragen, müssen für die Fernsicht entschädigen. Alles, was mich umgiebt, ist prachtvoll, nach meinem Geschmack von ehemals geordnet und meinen Bedürfnissen gemäß — aber ich finde in diesem Luxus keine Befriedigung mehr und mein Herz findet sie hier an Nichts! Ich sehne mich zurück in

Eure kleine trauliche Häuslichkeit, wo Alles so einfach ist und doch nicht ohne Anmuth, wo heitere Sinnigkeit und freie Lebensanschauung aus jedem Raum athmen. Ich sehne mich zurück zu dem stillen Frieden, der aus jeder Regung Deiner edlen Mutter sprach, zu dem heitern Geplauder, das Du für mich hattest! Aus Euern Zeitungen und Anzeigeblättern habe ich eine Redensart behalten, die ich wo anders nie gehört: „Frohmüthig und sonnenhaft!“ Wenn man anderwärts eine Wohnung als „hell und geräumig,“ oder mit dergleichen poetischen Alltagswörtern angepriesen liest, da schrieb man bei Euch, zumal in den St. Galler Blättern (die letzte Schweizerzeitung, die ich sah) „frohmüthig und sonnenhaft!“ Auf den Erinnerungstafeln meines Gedächtnisses stehen diese Worte mit glänzenden Lettern, die ich auch „sonnenhaft“ nennen möchte, als Motto über Eure „Flora“, über Zürich, über der ganzen Schweiz! „Frohmüthig und sonnenhaft!“ so sind mir die Tage bei Euch, vergangen, so leben sie in meinem Gedächtniß! Hier, dünkt mich, kann ich niemals frohmüthig werden, hier blickt mich Alles schwermüthig und nebelhaft an — die Landschaft nicht nur, auch die Menschen und meine ganze Zukunft!“

„Wundere Dich nicht, daß ich dies Dir schreibe! lächle auch nicht und sage, ich habe nur Sinn für das Vergangene, für ein verlorenes Paradies, da ich ihm im Schooße saß, hätt' ich es nimmer zu schätzen gewußt. Du hast wohl Recht: ich vermochte mich Anfangs nicht in Eure Zustände

und Gewohnheiten zu finden — ich habe mich sogar an ihnen versündigt, ich habe sie lächerlich gemacht! Aber ich that das gerade darum, weil ich mich von ihnen beschämt und gedrückt fühlte, ich wollte mich dafür rächen, daß ihre Einfachheit und Naturtreue mir wider meinen Willen imponirte! Ich wehrte mich mit aller mir zur Gewohnheit gewordenen Unnatur gegen Eure Natur, ich wollte in dem einmal begonnenen Streit mich nicht als Besiegte bekennen. Aber warf ich denn nicht freiwillig die Waffen fort, als ich an jenem Festtag — vielleicht den letzten glücklichen Tag meines Lebens! — als Helvetia unter Euch erschien? — Das freilich vergiebt mir mein Vater nicht, und wenn er mir Alles sonst vergiebt! Ein tiefes Geheimniß muß hier darüber walten, denn es gilt hier als ein Verbrechen an den Staat, was ich da begangen. Wahrhaftig! wollt' ich nicht Alles vermeiden, was meinem Vater kränken könnte, ich hätte Lust den Abend einmal etwa auf einem Hoffeste zu schildern, als ein Pendant dazu. Die Bestürzung und das Entsetzen was sich dann auf allen Gesichtern verbreiten würde, wäre das Einzige, was mich hier noch auf einen Moment „frohmüthig" zu stimmen vermöchte! Es wäre ein komisches Intermezzo in die Langeweile dieser Soireen."

„Lache, wenn Du kannst! aber jetzt verstehe ich Euer Schweizerheimweh! Und ich war noch nicht einmal in den Alpen, noch nicht in der Urschweiz. Nur einen Blick hab' ich vom Albis, gleich Moses vom Berge Nebo in das gelobte Land gethan. Ich konnt' es nicht erreichen! Viel-

leicht schwindelte mir darum, als ich damals auf dem Albis einen Blick that in das Allerheiligste der Natur und selbst doch nur in ihrem Vorhof weilte! Ich habe zuweilen gewünscht in einer Minute des Entzückens an diesem zu sterben — warum starb' ich nicht, als meine Augen so zu den Alpen schauten, den Hochwächtern der Freiheit, die Gott sich selbst zu schirmenden Denksäulen gesetzt an einem ereignißreichen Urtag der Schöpfung. Als drunten die Seen wie Freudenthränen glänzten, die aus den Augen Gottes fielen, da er sein herrlichstes Werk selbst prüfend überschaute? In süßer Trunkenheit der Betrachtung vergingen mir die Sinne — warum starb ich nicht, es wäre ein schöner Tod gewesen. Ich hab' es dem nicht gedankt, durch dessen Beistand ich so schnell wieder zu mir kam!" —

Hier brach Bertha ihre Vorlesung ab — und Uli hätte doch so gern noch länger zugehört; gerade jetzt, wo von ihm die Rede war, jetzt mußte Bertha aufhören! Aber er war zu stolz, um etwas wie Neugier oder gar ein wärmeres Interesse zu verrathen und sie zu bitten, fortzufahren. Vielleicht wäre er auch von der Fortsetzung weiter nicht sehr erbaut worden, denn wo Bertha schloß, war eben auch in dem Briefe ein Absatz mit einigen Ausrufungszeichen, und dann folgte, als sei ihr eben nur bei dem Albis Uli en passant eingefallen, die Frage:

„Apropos: Was macht denn Dein Ideal von einem Urschweizer? Kommt er noch oft zu Euch?"

Und dann war wieder ein Absatz und es folgten ähnliche Fragen nach Bertha's Canarienvogel und nach Tantens langgeschwänzter Cypperkatze. Nach dem Hänflingsnest im Garten und den Jungen darin, Fragen so naiver Natur, daß man sah, sie waren mehr auf Interesse der Empfängerin als der Schreiberin berechnet — wenn nicht gar eine boshafte Absichtlichkeit darin lag, das Interesse für den Urschweizer mit dem für den Canarienvogel und die Cypperkatze, als gleich lebhaft erscheinen zu lassen.

Gut also für Uli, daß diese Briefstelle ihm vorenthalten blieb.

Er saß im Nachdenken versunken, als lausche er noch auf mehr, da Bertha geendet hatte. Diese ärgerte sich im Stillen, daß er nicht in Worte der Theilnahme, des Enthusiasmus ausbrach über diesen Brief, denn darum hatte sie eigentlich nur ihm seinen Inhalt so weit preisgegeben. Da er schwieg, forderte sie ihn mit der Frage heraus:

„Hätten Sie das von ihr erwartet? ist sie nicht vollständig von jedem Vorurtheil curirt, das sie hier gegen uns wollte gelten lassen? und kann man das aufrichtiger eingestehen, als wie sie es thut?"

„Die meisten Menschen, und die Frauen zumal," antwortete er mit erzwungener Ruhe, „idealisiren sich immer, was die Vergangenheit bot und die Gegenwart ihnen vorenthielt, da jenes aber Gegenwart war, wußten sie es nicht zu schätzen, und so dreht es sich immer im Kreise. Fräulein

von Bodenrieth scheint auch zu diesen Damen zu gehören. In den Salons höheren Styls ist es überhaupt Mode, daß während die Herren die Blasirten spielen, die Damen sich ennuyiren und nach irgend einen idealen, wohl gar idyllischen Zustand sich mit nervöser Reizbarkeit sehnen, die sie vollends um jeden gesunden Genuß der Gegenwart betrügt."

„Nein, das ist zu arg!" rief Bertha aufspringend und hatte Thränen in den Augen. Mit diesem Brief, der sie so im tiefsten Herzen gerührt, sie so vollständig mit Tuiska ausgesöhnt, hatte sie sich eingebildet eine ganz gleiche Wirkung bei Uli hervorzubringen — und nun konnte er eine so absprechende Meinung äußern! Sie hatte es oft mit angesehen und gehört, wie diese Beiden einander gereizt und beleidigt, fast immer mehr im Ernst, wie im Scherz — sie hatte damals Tuiska's Hochmuth die Schuld gegeben und Nichts dagegen gehabt, wenn Jener versuchte ihn ein Wenig zu demüthigen — jetzt sprang ihre Meinung ganz nach der entgegengesetzten Seite um: Uli war der allein schuldige Theil, er konnte noch mit der Abwesenden, der Unglücklichen zürnen, das Bekenntniß einer Reuigen als Salonmode verspotten. Bertha nahm sich in diesem Augenblicke vor, alle Männer zu hassen und gewiß niemals einen Mann zu lieben.

Sie mochte Nichts weiter von Uli wissen und eilte erst vom schönen Enthusiasmus der Freundschaft, jetzt vom

heiligen Zürnen derselben erhitzt aus der Laube. Er wollte ihr folgen.

„Bleiben Sie," gebot sie ihm energisch, „ich gehe — um den Tisch zu decken." Damit lief sie davon.

Uli trat zu den beiden Männern. Der Professor und Sturm waren schnell mit einander bekannt geworden, sie hatten sich immer noch in ihr pädagogisches Gespräch vertieft, und der Professor, der sich zugleich gut auf schweizerische Praxis verstand, hatte schnell einen sichern Plan entworfen, Sturm zu mehreren Zöglingen für Mathematik und anderen höheren Unterrichtsgegenständen zu verhelfen.

Uli erschien sich überflüssig bei diesem Gespräch. Er hatte Zeit an Tuiska zu denken. An dieser Stelle war es, wo sie als Helvetia neben ihm gestanden. Damals erschien sie ihm wie jetzt in ihren Brief. Er wiederholte sich denselben noch einmal, so weit er's im Gedächtniß vermochte. Die Worte der Begeisterung für die Schweiz, waren am Deutlichsten darin geblieben. Er versenkte sich in wonnereiche Betrachtungen, die aus dem stolzen befriedigten Lächeln seines Antlitzes widerstrahlten. Es ward ihm auch „frohmüthig und sonnenhaft" bei diesen Worten und Schilderungen Tuiska's zu Sinnen! Der Urschweizer feierte einen stolzen Triumph über die hochmüthige, jetzt gedemüthigte Aristokratin, Uli über Tuiska! Er dachte mit Entzücken an die Stelle ihres Briefes über den Albis — noch mehr an die wirkliche Stelle auf dem Albis, wo er sie in seinen

Armen gehalten — also darum hatte sie ihm nicht gedankt! darum war sie ihm kalt und stolz begegnet? O nun konnte er es ihr vergeben!

Ja, das war damals gewesen. Aber er dachte an den Augenblick, da er sie zum Letztenmale gesehen. Warum denn damals so hochfahrend, so voll zurückweisender Strenge nach dem hingebenden Vertrauen jener Nacht? Und es ging ihm wie Tuiska: es war ihm nicht mehr frohmüthig und sonnenhaft, es war ihm nur noch schwermüthig und nebelhaft zu Sinnen.

Und wenn er unter diesen trüben Nebelschleiern, die um ihr holdes Bild sich lagerten, an den Inhalt ihres Briefes dachte, so sagte er zu sich, so absprechend als möglich: Mädchenbriefe! so schreiben sie alle aneinander! Das Papier ist geduldig, und muß alle Gedanken und Empfindungen aufnehmen, die sich im unruhigen Wirbel solch' eines phantastischen Köpfchens drehen! So überschwenglich und schwärmerisch dann auch ihre Worte sich ausnehmen, so sind es eben doch nur Worte! Einen Spiegel braucht auch die Beste, darin sich selbstgefällig zu beschauen. Und die zu viel geistigen Schwung hat, um ihrem leiblichen Bilde viel Zeit zu gönnen, die braucht ein Papier als Spiegel, vor dem sie in empfindsamen Herzensergüssen ihr geistiges Bild selbstgefällig schmückt, um es der Freundin als Brief zu senden. Ein Wenig geschmeichelt ist immer solch' ein Portrait.

Er war den Abend über einsilbig, auch als ein gastliches Mahl Alle zu gemeinschaftlicher Unterhaltung vereinigte. Es ging ihm wie schon oft, aber heute mehr als je: er wollte nicht an Tuiska — Helvetia denken und ihr Bild wollte wieder nicht von seiner Seite weichen! —

VII.

„Und auf's neu von Schuld belastet,
Und auf's neu verzehrt von Reu'
Bleibt im Zwiespalt, der nicht rastet,
Nur die Sehnsucht uns getreu."
Emanuel Geibel.

Fast schien es, als sei Felix Lindenberg dazu ausersehen, gerade Denen, welchen er am Wenigsten Dank schulden mochte, dazu verpflichtet zu werden. Georg Sturm hatte aus Erni's Stutzen den wahrscheinlichen Tod von ihm abgelenkt. Willi Luckhardt befreite ihn jetzt von den Mißhandlungen leicht gereizter Burschen, setzte seine Bürgschaft ein für einen ihm fast fremden, mit dem er nur zweimal auf der Straße und in nicht eben freundlicher Art zusammengetroffen. Felix empfand das Eine so beschämend wie das Andere. Nun ward das Demüthigende noch dadurch erhöht, daß er selbst in den an seiner Seite als Dieb überführten Italiener seinen Lebensretter in Gewittersturm und

auf gefahrvollen Wegen erkennen, daß er sich daran erinnern mußte, wie er diesen zum Dank dafür feierlich jeden möglichen Gegendienst versprochen und der Italiener ihn feierlich dazu mit den Worten verpflichtet hatte: „Wir Menschen brauchen ja immer einander! Vielleicht findet sich einmal eine Gelegenheit, wo Sie mir diesen kleinen Dienst mit Zinsen vergelten können. Seien Sie gewiß, ich werde Sie dann daran erinnern.“ Und er gedachte auch der eignen Worte, mit denen er selbst mit seinem Handschlag den Italiener versichert hatte, daß er sich glücklich schätzen werde, einem Mann, dem er sein Leben danke, diese innige Dankbarkeit beweisen zu können.

Nun war die Gelegenheit dazu gekommen, nun schien die Annäherung des Italieners ihn daran zu mahnen — daß er ein Dieb war, was änderte das im Grunde an der Sache? Die Dankbarkeit muß sich doch nach den guten Willen eines Wohlthäters und Retters oder nach der erwiesenen Wohlthat und Rettung richten, nicht aber nach seinem Charakter und dessen individuellem Werth. Wie leichtsinnig und charakterlos auch immer Felix war, er besaß doch auch einen großen Grad von Gutmüthigkeit, war gern Jedermann gefällig, zu kleinen und selbst großen Diensten bereit — nur daß diese Gutmüthigkeit nicht da erwartet werden durfte, wo eine sinnliche Erregung und Leidenschaft und das Streben nach ihrer Befriedigung ihn jede Rücksicht vergessen ließ. Dann siegte freilich sein Egoismus über jedes bessere Gefühl.

Es erschien auch wie eine wunderliche Grille des vergeltenden Schicksals, daß Felix, der es sonst mit einer Umgehung der Wahrheit oder selbst einer kleinen schnell bereit gehaltenen Lüge, auch wenn es nur einen augenblicklichen eignen Vortheil galt, eben nicht genau nahm, nun gerade für eine solche büßen sollte, die er in der besten Absicht und im Vortheil eines Andern gemacht. Aber wie er auch sinnen mochte, sich aus dieser Schlinge zu ziehen und seinen Lebensretter nicht zu verrathen, was blieb ihm anders übrig, als die Wahrheit zu sagen, nöthigenfalls zu beschwören und sich auf das Zeugniß Leontine Sternthal's zu berufen, wenn er sich nicht zum Mitschuldigen des Italieners machen oder doch als solcher angesehen wissen wollte?

Er war daher auf Willi Luckhardt's Frage: ob er gleich mit zu dem Polizeicommissair gehen wolle? sogleich dazu bereit gewesen und hatte hier seine Aussage wahrheitsgetreu gemacht. Er hatte ausgesagt, daß er den Italiener nicht kenne, nicht einmal seinen Namen wisse, an jenem Maitag von einem Unwetter in der ihm fremden Gegend überrascht, ihn getroffen habe, von ihm unter ein sicheres Felsendach und dann bis in das nächste Städtchen geleitet worden sei, wo sie zusammen übernachtet hätten, am andern Morgen sei, während er noch geschlafen, sein Begleiter bereits abgereist.

„Ich hatte" fügte er hinzu, „nicht die mindeste Ursache, ihn für keinen Ehrenmann zu halten, ich sah in ihm nur einen harmlosen, vom Wetter überfallenen Wandrer,

gleich mir, nur bekannter in der Gegend. Ich bin ihm zu Dank verpflichtet, denn ohne ihn wäre ich vielleicht dort umgekommen. Ist er aber ein Dieb, so habe ich doppelt Ursache, ihm dankbar zu sein, denn wir waren in jener Wildniß ganz allein und er der Stärkere. Ich hatte ihm arglos mitgetheilt, daß ich ein fremder reisender Künstler war — er konnte daraus absehen, daß kein Hahn um mich gekräht, wenn er mir Uhr und Portemonnaie abgenommen und mir einen kleinen Stoß in den Abgrund gegeben hätte. Im Gegentheil, er führte mich sicher an einem solchen vorüber und reichte mir mehrmals behilflich Hand und Stock. Ich danke ihm so vielleicht mein Leben und ich hätte mich vor ihn, wie vor mir selbst schämen müssen, wenn ich bei dem Zufall des heutigen Wiedersehens nicht freundlich seinen Gruß erwidert hätte."

Auf die Frage, wie er zu der Brieftasche gekommen, die er Herrn Steinli abgegeben, gab er eben so ausführlichen einfachen Bericht über deren Fund, wie er ihn damals Herrn Steinli selbst gegeben. Aber es lag doch etwas Verdächtiges darin, daß er diesen nicht auch damals gleich, da er von dem Italiener, der sein Reisegefährte gewesen, als den gemuthmaßten und entflohenen Dieb sprach, nicht sein Zusammentreffen mit dem Italiener erzählt, wodurch es sich durch gegenseitige vergleichende Schilderung hätte herausstellen können und zu weiteren Nachforschungen, weiterer Verfolgung seiner Spur hätte führen können.

Felix wiederholte noch einmal, wie er seinen Begleiter

durchaus für einen Ehrenmann gehalten, wie ihn derselbe auch gesagt, daß er von Wäggis gekommen, während Herr Steinli beim Aussteigen in Brunnen sei bestohlen worden. Er erklärte noch einmal, daß er damals durchaus keine Ursache gehabt, einen Mann zu beargwohnen, der sein Lebensretter geworden und daß er eben deshalb gegen einen solchen weder als Belastungs- noch Entlastungszeuge auftreten könne. Auf einen möglicherweise ganz Unschuldigen, nur auf eine leise Vermuthung hin, eine solche Anklage zu wälzen, würde sein Gewissen ihm nie gestatten. Es sei ja außerdem gerade in seinem Interesse gewesen, wenn er wirklich auf Jemand Verdacht gehabt, diesen auszusprechen — um sich denselben nicht gar selbst auszusetzen, da man den Finder einer gefüllt gewesenen Brieftasche immer nach deren Inhalt fragen würde.

Zuletzt fragte man ihn, wem er hier persönlich bekannt sei? und ob er Zeugen habe, die Wahrheit seiner Aussage zu bestätigen.

Er antwortete: „Wenn Jungfer Babette und Liesli Suter und Herr Pfarrer Walther Suter als Verwandte des Herrn Steinli, die mich sämmtlich kennen, vielleicht aus privaten und verwandtschaftlichen Rücksichten sich nicht bewogen finden sollten, mich als Bekannten anzuerkennen, werden der Engländer Mr. Kennington und seine Gesellschafterin Fräulein Leontine Sternthal, denen ich damals in Brunnen das ganze Abenteuer erzählte, am besten Auskunft über mich geben können. Ich erfuhr auch damals zuerst von

ihnen, die des Italieners Flucht und Herrn Steinli's Schreck mit angesehen und dessen Bericht gehört, daß die Brieftasche einen Inhalt gehabt. Sie kennen mich als ihren monatelangen Reisegesellschafter. Im Uebrigen berufe ich mich auf den Consul meines Landes und stelle mich unter seinen Schutz!"

Der auf der That des Taschendiebstahls ergriffene Italiener, den man nur aus Achtung vor dem Gotteshause nicht in diesen hatte abfassen wollen, sondern erst, da er dasselbe verließ, konnte freilich für das, was im Augenblick geschehen, nur plumpe Lügen hervorbringen und ward durch genügende Zeugen dieser That überführt, so gut wie durch die bei ihm vorgefundenen corpus delicti, die Uhren und Börsen, aber er leugnete entschieden, damals Herrn Steinli's Brieftasche entwendet zu haben. Diese Sache mußte einer späteren Untersuchung, Verhandlung und dem Urtheil der Geschwornen anheimgegeben werden. Was jetzt gegen ihn vorlag, gab genug Veranlassung zu seiner polizeilichen Bestrafung und während der über ihn verhängten Haft konnten jene ferneren Untersuchungen geführt werden. Seine Aussage über sein Zusammentreffen mit Felix Lindenberg stimmte in der Hauptsache wenigstens mit der desselben überein und so lag kein Grund vor, ihn für einen Kameraden desselben und Theilnehmer an seinem Verbrechen zu halten. Natürlich ward dieser nun sofort entlassen, mußte sich aber bereit erklären, bei der später stattfindenden Verhandlung mit als Zeuge zu erscheinen. Eben so wichtig konnten

auch die Angaben werden, welche der Kellner zum Hotel des Stern in Brunnen, das genannte Fräulein Leontine Sternthal, und wer etwa nach der Landung des Dampfschiffes zugesehen oder sich an Bord befunden, als der Raub an Herrn Steinli begangen ward, vorzuladen.

So konnte denn Felix, Dank Willi Luckhardt's Bürgschaft, aus diesem Auftritt, der ihn erst so bedenklich schien, für sich noch Vortheil ziehen. Er verstand nun erst ganz, warum ihn Herr Suter mit dem Zuchthaus gedroht und Alles, was damit zusammenhing, und wie sehr es ihn auch empörte, daß man ihn auch nur einen Augenblick lang für den Genossen eines Spitzbuben oder wohl gar für einen solchen selbst hatte halten können, so war er doch froh, daß ihm dafür noch eine öffentliche Rechtfertigung werden mußte, um ihn selbst als einen unschuldig verleumdeten Ehrenmann wieder hin zu stellen. Freilich sank damit auch der Nimbus eines verfolgten jesuitischen Propagandisten vor den Augen der Frauen von ihm ab. In einem Gewebe von Lügen hatte er sich nun dadurch vor ihnen gefangen — und wie es immer geht, daß eine Lüge die Mutter der andern wird, und so oft fort in's Unendliche; so war es auch ihm schon oft ergangen — wie hätte er nun auch hier einen andern Ausweg sehen sollen?

Aber er hatte Liesli wie Babette vergeblich noch den ganzen Tag über in Einsiedeln gesucht. Sie blieben für ihn verschwunden und er mußte auf andere Pläne sinnen, Liesli wieder zu sehen, sich wieder zu gewinnen.

Indeß wußte Willi Luckhardt, daß sich Liesli Suter mit ihrer Begleitung im Hause der Frau Treichler zusammenfinden wollten vor der Abfahrt, und Tante Babette hatte ihm zur Pflicht gemacht, ihnen dorthin Nachricht zu bringen, was aus ihren Schützlingen, dem Italiener und Felix Lindenberg geworden sei.

Er begab sich dorthin. In dem angegebenen Hause am Wallfahrersteig, ohnweit von dem gelegen, in dem einst Theophrastus Paracelsus das Licht der Welt erblickte, wußte er sich nicht gleich zurecht zu finden. Die unteren Zimmer waren mit Menschen überfüllt, hier fand er keine von denen, die er suchte. Er ging also die Stiege hinauf, um zu sehen, ob er sie vielleicht oben fände, hier schien es still und menschenleer. Niemand hörte auf sein Klopfen und Rufen und zwei Thüren wiesen sich bei dem leise prüfenden Druck seiner Hand verschlossen. Gleichwohl hörte er hinter der einen weibliche Stimmen, die zu sehr in ihr Gespräch vertieft schienen, um auf sein Klopfen zu achten. Natürlich blieb er lauschend stehen, um zu hören, ob er eine von den Gesuchten fände, und zu warten, bis eine Pause in dem Gespräch es ihm erlaube, sich bemerklich zu machen.

Eine ihm unbekannte Frauenstimme im Schwyzer Dialekte hörte er sagen:

„Wenn ich ihn neben Dir gesehen hätte, wie Du mich sahst, ich hätte ihm wollen die Wahrheit sagen! Vor allen Leuten hätt' ich's gethan!"

„Nein, Gerty," antwortete eine sanftere Stimme, in

welcher Willi die Liesli's erkannte, „schmähen dürfen und können wir nicht, wir sind es, welche Schmach verdienen, nicht der Mann, dem wir ein zu williges Ohr geliehen. Du hast Dir weniger Vorwürfe zu machen, Du sahst in ihm nur ein Spielwerk der Eitelkeit, Dein Herz wußte Nichts von ihm. Das meine aber ließ sich von ihm bethören und auf Abwege locken, an Abgründe, von denen mir früher nie etwas geahnt. Ich liebte Uli niemals — und wußte Nichts von Liebe, nur von Gehorsam, nur von einem stillen Folgen meiner Bestimmung als seine Braut. Er selbst und sein edler Freund — der einzige Mann, den ich von meiner Kindheit an als Ideal verehrt und dessen Aussprüche ich wie Orakel hinnahm, machten mich in der Ueberzeugung wankend, daß prüfungsloser Gehorsam meine Pflicht sei. Es peinigte mich am allermeisten, daß auch Willi Luckhardt in mir nur ein willenloses Kind sah, daß er mir Vorwürfe machte, ohne Selbstständigkeit zu sein und keinen eignen freien Willen zu haben. Ach, was hab' ich durch jene Stunde gelitten, in der er mich an meine Kinderjahre erinnerte: Alle Vorwürfe konnt' ich ertragen, nur die seinen nicht! Nur vor ihn mocht ich mich nicht demüthigen, nur er sollte nicht Recht haben! — O wie habe ich daran denken müssen, als ich ihn heute wieder sah, zum Erstenmale nach jener Stunde! Als ob er drohe und mahne, so fiel sein Blick auf mich — jetzt, wo ich Felix wiedergesehen, als ich nahe daran war, mich wieder von ihm bethören zu lassen, nachdem ich mich voll Abscheu von ihm gewendet, seit ich

erfahren, wie er an Dir gehandelt und in welchem Netz von Lügen er mich und sich gefangen. Ach, mir war schon, als müsse ich vor Uli vor Scham vergehen und er mich tief verachten, daß ein leichtsinniger Abenteurer, wie Felix mir Herz und Sinn umstricken konnte — aber noch entsetzlicher war mir heute diese Begegnung mit Willi. Ich nahm alle meine Kraft zusammen und warf ihm noch einen bittenden Blick zu, daß er Felix nicht beschimpfen lasse — o Gott, wer weiß, welche Deutung er diesem Blick gegeben!"

„Nun, er hat sich ja des Leichtfußes angenommen," versetzte die frühere Stimme, welche Gerty angehörte, „und will Tante Babette noch vor Abend Bericht über ihn erstatten."

„Hoffentlich brauch' ich ihn nicht zu sehen," antwortete Liesli, „ich vermöchte ihm nicht unter die Augen zu treten. Lass' uns hier eingeriegelt bleiben, bis uns Tante Babette abruft."

„Es sind noch ein bis zwei Stunden Zeit bis dahin, wo sie hier sein wollte," antwortete Gerty. „Ich werde so lange hier keine Ruhe haben. Noch einmal will ich durch die Straßen gehen und zusehen, ob ich nicht doch irgendwo Erni finde, oder all' mein Hoffen und Suchen vergebens war."

„Ich kann Dich nicht zurückhalten," antwortete Liesli, „und werde mich also hier allein einriegeln."

Willi eilte die Stiege hinabzukommen, ehe die verhängnißvolle Thür sich öffnete, hinter der er gelauscht und

sich unten das Ansehen zu geben, als betrete er eben erst das Haus, wenn Gerty hinabkomme. Die Rolle des Lauschens erschien ihm eine unwürdige — und doch, was konnte er dafür, daß er sie gespielt? Er hatte geklopft und man hatte ihn nicht gehört! Er hatte in der harmlosen Absicht gelauscht, zu erfahren, ob er an der rechten Thür sei, ob eine von den Personen dahinter, welche er suchte. Wer will ihn verdammen, daß er weiter zuhörte, da er von Liesli seinen Namen nennen hörte, daß er mit athemloser Spannung sich nicht mehr zu regen wagte, festgebaut von einem allmächtigen Zauber? Wie ein Träumender hörte er zu und was er hörte, erschien ihm wie die Stimme eines Traumes, er wußte nicht, ob sie Wahrheit sei und Wirklichkeit. Liesli hatte Uli nie geliebt, war erwacht aus den Bann der Leidenschaft, durch den Lindenberg sie an sich gerissen. — Liesli nannte Willi „den einzigen Mann, den sie seit ihrer Kindheit als Ideal verehrt," von dem sie sich gekränkt, vor dem sie sich gedemüthigt fühlte! War es denn wirklich so? hatte er denn recht gehört? — War denn das nicht Liebe? war denn das nicht eine Erwiderung seiner stets niedergekämpften, tiefverborgenen und doch nicht ausrottbaren Empfindungen? Durft er denn nun nicht sich und ihr und der ganzen Welt gestehen, wie lange schon, wie still und rein er sie geliebt?

Sie war allein — Gerty konnte ihn zu ihr lassen — schon wollte er sie darum anreden — aber nein? das Wort erstarb auf seiner Zunge — nicht in dieser Aufregung wollte

er zu ihr treten, wo er keine Worte hatte, keine Gedanken, nur plötzlich überwallende Empfindungen.

Er war nicht der Mann, der jemals ein solches Ueberwallen bei sich selbst geduldet. Besonnenheit war sein Charakter, war die Losung seines ganzen Lebens — auch ein Moment des plötzlichsten Entzückens sollte sie ihm nicht rauben. Erst mußte er zu sich selbst kommen! Auch Liesli mußte es. Sie durfte nicht erfahren, daß er gelauscht — er mußte erst nur eine Gelegenheit suchen, sie zu überzeugen, daß er sie nicht verachte, daß sie nicht Ursache habe, sich vor ihm zu schämen. Und doch! Willi war in ernster Sittenstrenge aufgewachsen, er hatte sie gegen sich selbst geübt und übte sie fort mit der ganzen Gewissenhaftigkeit seines ruhigen Wesens. Bestand auch Liesli vor dem prüfenden Blick dieser Sittenstrenge? hatte sie nicht recht, vor ihm zu erröthen, in dem Bewußtsein, daß sie von diesen leichtsinnigen Fremdling so schnell sich umgarnen lassen, daß sie um seinetwillen aus den strengen Grenzen der Sittsamkeit gewichen, in denen sie sich bisher bewegt? Willi dachte an jenen Abend, an dem er Felix im Dunkeln hatte über den Zaun vor Suter's Garten steigen sehen und Liesli darin verschwinden — und er blieb unwillkürlich an diesem Bilde haften. Vorher hatte sich nur zuweilen ein Seufzer aus seiner Brust gerungen, daß Liesli die Verlobte seines Freundes sei und damit ihm verloren — an jenem Abend hatte er eine Thräne geweint, daß Liesli dem Freund verloren, und noch mehr auch darüber, daß sie sich selbst verloren! Seine Augen wurden jetzt

wieder naß, wie von einer eben solchen Thräne — seine starke Brust war von einer Unruhe bewegt, wie er sie noch nie empfunden — sie trieb ihn fort von diesem Hause und hinein in das dichteste Gedränge der Wallfahrer.

Hier sprach Alles von Sündenvergebung, und suchte sie, und drängte danach — dies Treiben war ihm zuwider, es war eine Erniedrigung der Menschennatur und eine jede solche war ihm aus tiefinnerster Seele verhaßt, in welchem Gewande sie auch sich zeigen mochte. Wie bequem war es doch, ohne Arbeit, ohne Kampf, ohne That, nur mit Händefalten und Gebetemurmeln Vergebung für seine Sünden zu suchen, um dann wieder fortsündigen zu können, zu beharren in dem alten Treiben. Plötzlich überfiel ihn ein seltsamer Gedanke —: gerade ihm, der an kein Wunder glaubte, ihm war eben jetzt und hier ein hohes Wunder widerfahren. Es war ihm noch zu neu, er konnte es noch nicht fassen — er war Liesli Etwas! er getraute sich noch nicht zu entscheiden, was — und was wollte und durfte er ihr sein? Es wogte ein stürmisches Meer von Gefühlen in seinem Innern!

Endlich hatte er sich so weit gefaßt, daß er wieder in dasselbe Haus gehen und Tante Babette suchen konnte. Diesmal fand er sie gleich, wie sie mit Walther Suter in die Hausthür trat. Auch er war gespannt von Felix und dem Italiener zu hören, und Willi berichtete Alles, was er erfahren.

Tante Babette bekreuzte sich, daß der Italiener ein Taschendieb sei, den sie für einen frommen Diener eines

auswärtigen Ordens gehalten, und Willi knüpfte für sie die Bemerkung daran, daß man die am wenigsten für christlich halten dürfe, die sich das Ansehen geben, zu den Allerchristlichsten zu gehören.

Aber sie war doch beruhigt, daß sie in Felix sich nicht ganz getäuscht, und rief das auch Gerty und Liesli zu, die Walther eben herbeigeholt, weil das Gefähr, das sie heimbringen sollte, sich zur Abfuhr rüstete.

Liesli stand mit niedergeschlagnen Augen vor Willi und er sagte zu ihr gewendet: „Haben Sie etwas an Ihren Herrn Vater zu bestellen, da ich wohl eher nach Luzern komme, als wie Sie? Was soll ich ihm von dem heutigen Tag erzählen?“

„Doch nur — was Sie wollen;“ antwortete sie kurz.

„Jungfer Liesli,“ sagte er leise zu ihr: Uli hat mir Alles gesagt, und daß er Ihr Freund geworden. Auch ich war der Freund Ihrer Kindheit — als wir uns das Letztemal sahen, auf dem Kirchhof hat Sie jemand von mir geschieden — soll es heute auch so sein? Können Sie mir nicht vergeben?“

„Ich — Ihnen?“ sagte sie und hob die großen blauen Augen zögernd zu ihm auf — es war, als wolle sie etwas Bedeutsames sagen — aber da sie sah, wie Tante Babette sich mißtrauisch nach ihr umsah, flüsterte sie nur: „Wenn Sie Alles von Uli wissen, so doch auch, daß mein Vater und diese da“ — sie deutete auf die Tante — „jetzt noch nicht

erfahren dürfen, daß er und ich uns verständigt? Der Wahlkampf soll die Entscheidung bringen."

Der Wahlkampf soll die Entscheidung bringen! wie ein unheilvoller Orakelspruch klang das in Willi's Ohren. Einen Augenblick wechselte er die Farbe und starrte die Sprecherin erschrocken an. Was konnte dies einfache Wort ihn so bewegen, dachte sie. O sie ahnte nicht, daß in ihm plötzlich ein Hoffnungsstern aufgestiegen, der nun schnell wieder zersprühte und verblich! Das war ein Todesurtheil für seine Liebe, die eben den ersten schüchternen Flug zur Sonne des Lebens wagen wollte. Der Wahlkampf soll die Entscheidung bringen! Erst jetzt fiel ihm wieder ein, wie Herr Suter nur Uli dann zum Eidam wolle, wenn er mit seiner conservativen, reactionairen Partei stimme — wenn das ein Grund sein sollte, die längstbestimmte, gerngenährte Verlobung mit Uli aufzuheben, wie konnte ein neuer Bewerber Aussicht haben, der eben so dagegen stimmen werde?

Was fragt die Liebe nach der Politik? Aber Willi hüllte sich wieder in das düstere Gewand der Entsagung — stumm mußte er bleiben, wie bisher — stand kein Bräutigam mehr zwischen ihm und der Längstgeliebten, so doch die Eisenmauer der Partei.

VIII.

Die Gegenkandidaten.

„Von diesem Freiheitsbund
Sind wir im wahren G'nuß,
Wie's sonst noch mit uns steht,
Mach' Jeder selbst den Schluß."
Graubündnerische Inschrift.

An einem schönen Tage des Spätherbstes, der noch einmal ein freundliches Echo oder ein erinnerungsreiches Gemälde vergangener Sommertage mit sich zu bringen schien, bot das stille Luzern einen eigenthümlich belebten Anblick.

Die Jahreszeit war schon weit vorgerückt. Die Schaaren der Reisenden hatten sich verloren, nur ganz vereinzelte Spät- und Sonderlinge waren aus ihren Massen zurückgeblieben und kamen sich sehr verlassen vor in den weiten Räumen der sonst so belebten, jetzt verödeten Hôtels.

Was wollten sie auch noch hier? Oben in den Alpen gab es längst frischen Schnee, der Pilatus hatte einen längeren weißen Mantel umgeworfen und die Wege auf den Rigi waren nicht mehr zu passiren, trotz Führer und Alpenstock. Die eleganten Wirthschaften oben waren verschwunden und der einzige Senne, der auf Rigikulm aushielt, den ganzen Winter hindurch, war schon abgeschnitten für alle menschliche Gesellschaft. Die läutenden Heerden waren von den Alpen verschwunden, heimgetrieben zu der einförmigen Existenz im winterlichen Stall, in dem sie Mühe hatten, sich einzugewöhnen, denn es giebt kein Geschöpf auf der Welt, das seine Natur so sehr verleugnete, im engen Pferch des Zwanges sich wohler zu fühlen, als auf der sonnigen Höhe der Freiheit. Am wenigsten giebt es ein solches in der gesegneten Schweiz! Auf dem Vierwaldstädter See lagerten oft dichte Nebel und die Dampfschiffe konnten lange warten, ehe es möglich war, die Fahrt zu wagen. Oder auch der Föhn erhob sich und machte diese noch gefährlicher. Von Süd nach Nord ging er in schräger Bahn an den Bergen nieder, wo unten noch tiefe Stille und ein entgegengesetzter Luftstrom. Dann prallte er mit diesem zusammen und die Wogen des Sees gingen hoch, wenn sein Schooß aufgewühlt ward von den Stürmen, die hinein sich stürzten. Da war hier wohl ein gefahrvolles Sein, zumal für den Fremden, der mit solchen gewaltigen Naturerscheinungen nicht vertraut, wie hier der Eingeborene.

Es waren auch lauter Einheimische, die heut mit den

Schiffen und Posten nach Luzern kamen, darunter auch Uli Fehringer. Er war schon seit einigen Tagen abwesend von Zürich und in der hiesigen Gegend mit thätig gewesen: denn morgen war der entscheidende Tag der großen Wahl für den Nationalrath, der aller drei Jahre in seiner Gesammtheit neu gewählt wird. Für Luzern war der Candidat der Conservativen niemand Anderes als Herr Suter selbst. Die Stimmen der Radicalen hatten sich ohne dessen eigenes Zuthun auf Willi Luckhardt geeinigt. Er selbst hatte einen andern Gesinnungsgenossen im Vorschlag, einen bejahrteren Kaufmann, einen Freund des Doctor Steiger, der auch der erste gewesen, jenen aus seiner schmachvollen Gefangenschaft in Luzern aus dem Kesselsthurm seiner Zeit zu befreien. Mit ihm war Willi und für ihn indeß rastlos thätig gewesen, und wenn in dem oder jenem Kreis- oder Zeitungsblatt eine Stimme sich zu seinem eignen Gunsten hören ließ und ihn mehr empfahl als Jenen, da eilte er, sie von sich hinweg und wieder auf Jenen zu lenken, damit sie sich nicht zersplitterten und der conservativen Gegenpartei einen wohlfeilen Sieg verschafften. Aber jetzt war plötzlich dieser Kaufmann erkrankt und nun drang man um so mehr in Willi, der auf ihn fallenden Wahl nicht aus edler, aber allzugroßer Bescheidenheit noch länger auszuweichen, als man in den jetzigen Vorversammlungen seine zugleich einfache und kräftige Rednergabe, als seinen politischen Takt kennen gelernt hatte.

So war es denn am Vorabend vor dem entscheidenden

Tage, als Uli bei Willi mit ihm eintrat, nachdem die beiden Freunde bis um elf Uhr — der Stunde, welche im ganzen Freistaat als gewissenhafte Polizeistunde gehalten wird, in der alle Wirthschaften sich schließen und auch die letzten Gäste nach Hause gehen, noch in einer letzten Vorversammlung zu der wichtigen Entscheidungsschlacht des morgenden Tages gewesen.

„Immer kommt Alles anders, als man denkt!" sagte Willi; „ich hatte nie daran gedacht, Herrn Suters Gegencandidat zu werden — ich hatte mich zuletzt seinem Hause freundschaftlicher genähert — man kann ja Feinde sein vor Gericht, auf dem Schauplatz des Wahlkampfes, und doch Freunde daheim im Hause, aber freilich — nicht mehr."

„Nicht Verwandte, willst Du sagen," versetzte Uli, „wenigstens hat mir das Herr Suter erklärt. Ich besuchte ihn, wie es besprochen war, um ihm in aller Aufrichtigkeit zu erklären, daß er wohl wisse, wie weit unsere politischen Ansichten auseinander gingen, und wie ich vor ihm kein Geheimniß daraus machen wolle, daß ich ihm meine Stimme nicht gebe, sondern mit aller Kraft darauf gewirkt habe, Deine Wahl siegreich durchzusetzen — und wie ich zugleich, da denn immer eine Entscheidung an die andere sich knüpfe, wo nicht Hand in Hand mit ihr gehe, gekommen sei, um zu wissen, woran ich mit ihm und Liesli sei. Daß ich ihr die Treue bewahrt, selbst ihre Untreue ihr vergeben, aber nicht ein Band festknüpfen wolle, das für Liesli eine drükkende oder gar eine schmachvolle Fessel sei. — „Es ist ge-

löst," antwortete er kurz und bündig, — „ich löste es in diesem Augenblick zur ewigen Schande der Fehringer, deren letzter Sproß sich seiner ehrwürdigen Väter unwürdig gemacht und sich zu den gottlosen Neuerern gesellt hat. Ich werde Liesli nie den Händen eines solchen Apostaten übermachen — sie wäre nur der Preis des Bekehrten geworden." Willi, ich war mit dieser Entscheidung zufrieden, denn ich wußte, daß es Liesli auch war — nun sind wir Beide frei, ohne Kampf und ohne Schande! Es trifft sich wohl selten im Leben, daß Wunsch und Pflicht sich so begegnen und ihre Uebung wohl gar vor der Welt noch eine Art von Anerkennung findet. Es könnte mich beinah verdrießen, daß sich Alles so leicht gelöst, wie ein einfach Kinderspiel, und es zu gar keinem ernsten Kampf von Leidenschaft und Pflicht gekommen."

„Halt, Uli! Frevle nicht!" rief Willi, „oder wenn Du so sprechen kannst, hast Du noch nie empfunden, was solch' ein Kampf zu bedeuten hat. Durch ein einziges kleines Wort — das aber vor dem Gewissen eine Niederträchtigkeit wäre, sich das höchste Glück des Lebens erkaufen zu können — es ist eine entsetzliche Folter für das schwache Herz, wenn auch keine Versuchung für ein wachsames Gewissen."

Uli sah mit erstaunten Blicken auf den erregten Freund, so hatte er ihn noch nie gesehen. Wie begeistert auch Willi sich fühlte, wenn er für irgend eine wichtige Angelegenheit mit allem Eifer wirkte, oder, wie jetzt, öfter in großen Ver-

sammlungen sprach, immer behauptete er eine maßvolle Ruhe, erschien niemals aufgeregt und leidenschaftlich, gleich manchem Andern, so daß er eben gerade durch diese stille klare Besonnenheit mehr Vertrauen und bleibenden Beifall erweckte, als wäre ihm neben einem leidenschaftlichen Wesen die hinreißendste, glänzendste Beredtsamkeit eigen gewesen. Noch vorhin hatte er einfach in ruhiger Mäßigung gesprochen, sein ganzes einfaches, ruhiges Wesen behauptet — woher kam jetzt plötzlich dies heftige Aufbrausen in dieser so ruhigen Natur? Was gab es denn für eine Folter für dies stille Herz in der Brust eines starken Mannes, an der ja immer, wie es schien, alle Pfeile der Liebe und der Leidenschaft wirkungslos abprallten? Was gab es denn für ihn für ein höchstes Lebensglück, das durch eine Niederträchtigkeit zu erreichen und das ihm darum für immer versagt war?

Willi ging unruhig im Zimmer auf und nieder, indeß die befremdeten Blicke des Freundes fragend auf ihm hafteten. Er kämpfte noch mit sich, ob er für immer den seligen Traum seines Herzens, seine Leiden und Kämpfe und den heiligen Zorn verbergen wollte, der gegen die Gemeinheit des Versuchers in ihm entbrannte. Seine Kämpfe und Schmerzen hatte er still getragen, aber der Zorn über das, was er als einen Schimpf empfand, fühlte sich doch versucht, sich Luft zu machen. Mit ineinander geschlagenen Armen blieb er vor Uli stehen und sagte mit mühsam erzwungener Fassung: „Was meinst Du dazu:

Weil Herr Suter sah, daß Du doch kein Conservativer wurdest und wohl selbst keine sonderliche Lust hattest, sein Eidam zu werden, so ist er mit meinem Vater einig geworden: ob nicht vielleicht ich es würde um denselben Preis. Bei Dir konnte es sich nur um eine einzelne Stimme handeln — bei mir war der Gewinn ein größerer: ich war ein vernichteter Gegencandidat, wenn der Plan gelang."

Uli starrte Willi an, als habe er nicht recht gehört: „Aber das ist ja gar nicht möglich!" sagte er; — „ich sehe gar keinen Sinn in Deinen Worten."

„Das ist möglich," sagte Willi kalt, aber im nächsten Augenblick vermochte er die erkünstelte Ruhe nicht zu behaupten und sagte: „Bei Dir freilich konnte von keiner Versuchung die Rede sein: Du hast Liesli nie geliebt! Fast bin ich irr' an Dir geworden, an Deinem tiefen Gemüth, Deinem warmen Herzen: wie kann man auf Liesli ein Anrecht haben und sie nicht lieben und nicht das höchste Glück des Lebens mit beiden Händen halten?"

„Willi!" rief Uli, die Hände des erschütterten Freundes fassend und ihm prüfend in die Augen sehend: „Du liebst Liesli und Du konntest es mir verbergen?"

„Wohl mir, daß mir das gelungen, daß mich auch Dir gegenüber meine Kraft nicht verließ," antwortete Willi. „Seit meiner Kindheit war diese Liesli mein Liebling, das Ideal meiner ersten Jünglingsträume. Da erfuhr ich, daß sie Dir zur Braut bestimmt — und ich habe mich jahrelang in dem Traum gewiegt, sie Dir, als dem Würdigeren, mit

Freuden zu gönnen, in ihr die Braut meines Freundes zu ehren. Ich bin nicht dazu gemacht, ein schmachtender Seladon zu sein oder ein girrendes Schäferleben zu führen, auch nicht mit dem Feuer zu spielen bis es hell auflodernd mir über den Kopf zusammenschlägt. Ich bin kein Träumer und kein Phantast, nicht einmal ein Schwärmer. Ich bin ein nüchterner Mensch des praktischen Lebens, gewohnt, mich selbst in Schranken zu halten und im bestimmten Kreise rastlos arbeitend, nur nach dem Nützlichen und Erreichbaren zu streben. Ich habe Liesli fort und fort geliebt, ohne darüber nachzudenken. Es gab kein anderes Mädchen, das mir jemals das geringste Interesse eingeflößt hätte, und es gab keinen glücklicheren Tag für mich, als einen solchen, an dem ich Liesli sah oder mit ihr zusammen war, aber niemals habe ich solches Sehen und Beisammensein gesucht, da ich mir von vornherein gesagt, daß ich nie etwas Anderes in ihr sehen dürfe, als die Braut meines Freundes. Als solche verlor ich sie doch auch nicht aus den Augen und wenn ich denken konnte, daß sie eines Dienstes von mir bedürfe, war ich zur Hand, so auch damals in jenen verhängnißvollen Tagen des Sonderbundfeldzuges. So blieb es, bis Du kamst. Verdamme die Schwachheit der menschlichen Natur, wenn Du kannst! In der Entfernung des Bräutigams lag für mich keine Gefahr — aber in seiner Nähe gerieth mein Blut in stürmischere Wallung. Und doch! Vielleicht wär' ich ruhiger gewesen, hätt' ich Euch glücklicher gesehen. Sie wußte nur von blindem Gehorsam.

Dich quälte dieser Gehorsam, Du wolltest geliebt sein und hattest doch selbst keine Liebe! Ich sollte Dein Vertrauter sein und Dein Vermittler zwischen ihr und Dir. Nur einmal versucht ich es in Deinem Auftrag, weil Du mir einmal das Wort abgenommen — da ward mein ganzes Wesen von der Macht der Liebe erschüttert — ich fühlte, daß ich Liesli fliehen mußte, daß ich mir mein Gefühl nicht durfte über den Kopf wachsen lassen, wollt' ich meine Manneswürde behaupten. Ich verdoppelte meine Thätigkeit, ich suchte das Gleichgewicht in mir herzustellen durch Arbeit und Anstrengung für einen würdigen Beruf. Ich durfte mich nicht mehr um Liesli bekümmern, durfte mit Dir nicht mehr von ihr sprechen oder schreiben, ich mußte mir selbst mißtrauen, konnte nicht mehr unterscheiden, was Freundschaft, was Liebe, was Egoismus, was Pflichtgefühl aus mir sprach."

„Aber um's Himmels Willen," rief Uli, „warum erst jetzt dies Geständniß? — jetzt freilich, jetzt wird mir Alles klar, Dein ganzes, mir zuweilen räthselhaftes Betragen! Aber warum schweigen gegen mich? Ist das Freundschaft?"

„Und wäre es denn Freundschaft gewesen," entgegnete Willi, „wenn ich Dir gesagt: ich liebe Deine Braut? Aufrichtigkeit ist nicht immer der höchste sittliche Stempel der Freundschaft. Du hättest empfunden, daß ich um Deinetwillen litt und kämpfte, um Deinetwillen mir ein Opfer auferlegte — das aber ist kein rechtes Opfer, das sich feierlich vor dem hinstellt, dem es gilt, die zehrenden Flammen

und blutenden Wunden zeigt, mit denen es gebracht wird. Mein Opfer war am wenigsten eins, mit dem ich prahlen durfte, es war ja gar nichts weiter als meine einfache Pflicht, ein Bubenstück wär' es gewesen, wenn ich mich zwischen Dich und Deine Braut gedrängt — Dir war sie durch Elternwillen, durch die heiligen Bande der Familie zugesprochen, Du besitzt höhere Eigenschaften als ich, die Liebe eines Mädchens zu erwerben und es glücklich zu machen."

„Willi!" unterbrach ihn Uli, „sage das nicht in einem Augenblick, wo sich mir zum Erstenmale Deine ganze stille Größe offenbart."

Willi fuhr fort: „Es war wohl ein Hoffnungsstrahl für mich, daß Du das Verlöbniß nicht für bindend nahmst, sondern erst prüfen und frei werben wolltest um Liesli's Herz — aber um so weniger durft' ich Dir meine Empfindungen verrathen, um so weniger Dich durch sie beirren, um so mißtrauischer mußt' ich gegen mich sein. Und als ich nun aus dem eigenen Munde ihres Vaters hörte, daß Liesli dies Verhältniß mit Dir lösen wollte und daß Du zugestimmt — aber lösen, weil sie einen Andern liebte — da zuckte mein Herz von namenlosen Empfindungen! Dir hatte ich sie gegönnt — mit Dir konnte sie glücklich werden — aber mit einem herzugelaufenen Abenteurer des Auslandes: für den war diese Alpenblume nicht! Er wollte sie nur pflücken, um sie wegzuwerfen! Und doch, wenn sie ihn liebte? Es gab wieder kein Mittel für mich, aus diesem Konflikt der Pflichten, der egoistischen Wünsche und der

Berechtigung des Herzens zu kommen, als wie mich davon fern zu halten so viel als möglich. Da kamst Du und erzähltest mir Alles von Liesli und Lindenberg — wie zwischen Dir und ihr Alles klar und geschwisterlich geworden, wie Ihr einander das bindende Wort zurückgegeben und von dem Tage des Wahlkampfes erwartetet, daß auch Herr Suter es förmlich zurücknehmen werde. Wie sie erkannt, daß sie Dich nicht liebe, aber auch erkannt, daß ihre Empfindung für Felix eine leidenschaftliche Verirrung — wie sie leide gleich einer Büßerin. Jetzt war sie frei — und doch auch jetzt mir wieder verloren — wenn die politische Partei sie von Dir schied, dem Verlobten, wie konnte ich für mich bei ihrem Vater hoffen?! Und durft' ich ohne diese Aussicht um ihr Herz werben, das um Felix blutete? Im besten Falle nur neue Schmerzen und Kämpfe ihr bereiten? Ich durfte es nicht als besonnener Mann. Aber es blieb doch ein Hoffnungsschimmer — ich wollte meiner Pflicht leben und erwarten, was die Zukunft bringen werde."

Uli schüttelte ihm die Hand: „Seine Pflicht thun und der Zukunft vertrauen!" wiederholte er — und es war für ihn wieder solch ein stiller Augenblick, in dem das Bild von Helvetia-Tuiska „frohmüthig und sonnenhaft" im Verklärungsglanz der Erinnerung und Sehnsucht unwillkürlich in seiner Seele emportauchte.

Willi fuhr fort und erzählte, wie er von Angst ergriffen Liesli nach Einsiedeln gefolgt sei, um dort, wenn es nöthig, sein früheres Schützeramt über sie wieder zu übernehmen

— und Alles, was er dort erlebt und erfahren. Dann fügte er hinzu: „Es war seitdem doch ein beseligender Gedanke in meiner Seele: Liesli empfand etwas für mich! Ich war ihr nicht gleichgültig, auch sie fühlte wie ich: daß die Seele des Einen in die des Andern verwachsen von Kindheit an. Jetzt wollt' ich keinen Sturm heraufbeschwören, aber ich eilte, so bald sie zurückgekehrt war, zu Herrn Suter, um sie wiederzusehen, sie meiner Achtung zu versichern, da sie vor mir sich gedemüthigt gefühlt. Nicht daß davon die Rede gewesen, das hätte sie ja eben beleidigen, statt erheben müssen! Wir sprachen zusammen im Kreise anderer Anwesenden nur von gleichgültigen Dingen, aber ich kam einmal auf die zusammen verlebten Kinderjahre mit ihren Spielen zurück und versicherte, daß ich immer derselbe geblieben, der ich als Knabe war, auch für sie — das, dachte ich, sage genug. Sie schlug die Augen nieder und wieder auf und es war mir, als lese ich darin ein demüthig Bekenntniß: Wenn Du mich nur nicht verachtest, so werd' ich schon wieder Frieden finden! Mit einem Himmel im Herzen kam ich heim. Warum mußte mich gerade da mein Vater, der mir immer mit Heirathsplänen angelegen, wieder von einem solchen Project, das er für mich ausgesonnen, unterhalten wollen? Da er mit allen meinen Entgegnungen nicht von seinen Vorstellungen abzubringen war, rief ich ärgerlich: „Ich will aber nicht heirathen, denn ich liebe Liesli Suter!" Damit ließ ich ihn allein. Wir kamen nicht mehr auf dies Thema zurück — aber zu spät erkannte

ich, wie ich, der ich dachte, mich immer nur von der größten Besonnenheit leiten zu lassen, auch nicht gegen den eigenen Vater das unbesonnenste Wort hätte sollen hören lassen! — Du weißt, wie wir nicht einig in politischen Dingen, wie er wohl zuweilen mehr als sonst jetzt sich meinen liberalen Ansichten näherte — aber jetzt, da die Zeit der Wahlen auf Entscheidung dringt, hat er sich wieder ganz von den alten conservativen Freunden umgarnen lassen. Daß man mich selbst zu wählen gedenkt und daß ich nun auf der Seite seiner Gegner sitzen werde, ist ihm ein Gräuel. Da überrascht er mich plötzlich mit der Nachricht, daß er bei Herrn Suter für mich um Liesli geworben und daß dieser mit Freuden Ja gesagt — unter der einzigen kleinen Bedingung, daß ich auf die Candidatur zur Wahl verzichte, von dem Wahlkampf mich zurückziehe!"

„Es ist abscheulich!" rief Uli.

„Möglich," fuhr Willi fort, „Herr Suter treibt die Unverschämtheit so weit, sogar meine Stimme für sich zu begehren, denn mein Vater wußte sich schon viel damit, daß er nur fordere: ich solle unter einem Vorwand selbst zurücktreten. — Gegen meine bürgerliche Ehre, meine Pflicht gegen das Vaterland kenne ich keinen Kampf: ich opfere ihnen den Segen meines Vaters, das ganze Glück meines Lebens, das geliebte Mädchen — — aber nun weißt Du, warum ich heute nicht so ruhig bin, wie sonst meine Art ist."

Und damit war das Gespräch zu Ende. Was hätten sie darüber noch sagen sollen? Nutzloses Klagen und

Jammern oder hitziges Fluchen und Verwünschen war Beider Sache nicht. Für einen minder entschiedenen und festen Charakter als der Willi's hätte vielleicht in jenem Antrag eine Versuchung gelegen, sich so ein Liebes- und Lebensglück zu gründen, das ihm immer als das höchste erschienen und das nun plötzlich aus einer unerreichbaren Ferne ganz nahe vor ihn hingestellt war. Die Leidenschaft, die nach Befriedigung ringt, findet am Ende selbst für jede Schlechtigkeit, die dazu führen kann, Gründe sophistischer Entschuldigung, wo nicht Rechtfertigung, sie verwischt die Unterschiede von Unrecht und Recht, ja sie lügt sich sophistisch aus jenem in dieses hinein, bis das eigene Gewissen beschwichtigt ist. Willi hätte sich auch sagen können, daß es ja am Ende keine Apostasie, sondern nur ein Zurücktreten vom Schauplatz des öffentlichen Lebens sei, was man ihm zumuthe, daß die Schweiz ja noch Männer genug habe, an seiner Stelle zu wirken und dem allgemeinen Besten noch kein Nachtheil erwachse, wenn ein Einzelner sich zurückziehe — aber eine solche Anschauung lag tief unter Willi's höherem Standpunkt.

Am meisten quälte ihn nur, nicht zu wissen, ob Liesli selbst von diesem Project ihres Vaters gewußt oder ob man sie nur als ein willenloses Werkzeug betrachte der väterlichen jesuitischen Pläne. Nur darunter litt er, daß sie vielleicht glauben könne, es sei ihm leicht, ihr zu entsagen, oder seine Handlungsweise gründe sich auf Abneigung, wohl gar Mißachtung eines Wesens, das er mit

solcher Treue liebte! Aber so konnte er ihr keine andere Versicherung geben — denn wenn sie von diesem unwürdigen Plane ihres Vaters keine Ahnung hatte, so war es auch besser, sie erfuhr ihn nie — so wurden ihr neue Beschämung und neue Schmerzen erspart.

Indeß war Liesli vollkommen ahnungslos. Sie wußte, daß ihr Vater Uli Fehringer sein Wort zurückgegeben, weil er zu der Gegenpartei hielt — und es war ihr eine Erleichterung, daß so eine Fessel gelös't war, die zusammen binden sollte, was nur fremder Wille und nicht der Zug der eigenen Herzen oder die Sympathie der Seelen zusammengeführt. Sie wußte, daß ihr Vater und Willi Luckhardt Gegencandidaten waren — es that ihr weh, daß dadurch der verehrte Freund ihrer Kindheit und ihres Hauses wieder demselben entfremdet werden mußte — aber weitere Gefühle und Gedanken knüpfte sie nicht daran. War sie auch ihrer eigenen Liebe für ihn sich jetzt leise dämmernd bewußt, so ahnte sie doch nichts von der seinen, erschien sich seiner doppelt unwürdig durch ihre Verirrung zu Felix und dachte für sich selbst nur an ein Leben voll stiller Entsagung und Buße.

Der Tag der Wahlentscheidung war gekommen. Kein stimmfähiger Mann fehlte — und stimmberechtigt ist jeder Schweizer, der das zwanzigste Altersjahr zurückgelegt hat und nach der Gesetzgebung des Kantons nicht vom Activbürgerrecht ausgeschlossen ist.

Herr Suter war in der ganzen Zeit in der peinvollsten

Aufregung gewesen. Ein fast fieberhafter Zustand hatte sich seiner bemächtigt, seit Fürsprech Luckhardt ihm eröffnet, daß bei seinem Sohn alle seine Versuche gescheitert. In solcher Aufregung, die den sonst so ruhigen Mann gar nicht mehr in ihm erkennen ließ, war er auch an diesem Tag an den Ort der Entscheidung gegangen.

Auch Tante Babette hatte sich in die Stadt zu Bekannten begeben, bei denen sie das Resultat eher zu erfahren hoffte.

Liesli war allein daheim.

Plötzlich erschreckte sie ein dumpfes Geräusch von Stimmen, das Rasseln eines Wagens, der in das Gartenthor fuhr.

Sie eilte hinab.

Uli sprang ihr aus dem Wagen entgegen.

„Ihr Herr Vater ist unwohl," sagte er zu Liesli; „aber der Arzt ist bei ihm in dem Wagen — es hat kein ernstliches Bedenken."

„Um Gotteswillen! was ist geschehen?" rief Liesli, indem sie an den Wagenschlag trat, dem bewußtlos darin liegenden Vater hilfreiche Hand zu leisten.

Der Arzt antwortete: „Ihren Herrn Vater rührte der Schlag in der Kirche, in welcher die Wahlverhandlung stattfand, weil Herr Willi Luckhardt eine glänzende Majorität für sich hatte; Herr Luckhardt bemühte sich edelmüthig, dem besiegten Gegner beizuspringen. Herr Fehringer und ich wurden seine Begleiter, um so ein Zeichen der Aussöh-

nung zu geben, das Herr Luckhardt nur selbst nicht that, weil das Triumphgeschrei seiner Freunde ihn umringte und er den Gegner nicht dadurch beschämen wollte.“

Man brachte den Bewußtlosen in sein Zimmer und Bett. Er kam bald wieder zu sich, aber seine eine Seite zeigte sich gelähmt.

IX.

Rache.

„Heute roth — morgen todt!"

Als der Prozeß des Italieners Crevola wegen Diebstahls reif war, vor das Schwurgericht in Schwyz zu kommen, waren vor dasselbe auch Felix Lindenberg, Leontine Sternthal, Georg Sturm, der Senne Erni Kestler und Andere als Zeugen geladen.

Leontine hatte indeß ihr einförmiges Leben am Krankenlager Mr. Kennington's still fortgelebt. Ein Tag war so ziemlich wie der andere verstrichen. Allmälig, wenn auch erst im Laufe vieler Wochen hatte sich der Zustand des Kranken gebessert. Es waren keine Rückfälle, auch keine jener an Wahnsinn streifenden Paroxismen mehr gekommen, welche anfänglich seine Genesung so erschwert hatten. Freilich that auch Leontine Alles, jede Aufregung von ihm fern

zu halten, und indeß sie sich sorglich und voll himmlischer Milde zeigte wie eine barmherzige Schwester, war er sanft und folgsam wie ein gutgeartetes Kind. Seit jenem Tag, an dem sie den ersten einsamen Spaziergang um Luzern gemacht, konnte sie fast täglich einen wiederholen. Und nun war er so weit hergestellt, daß er sie hinabbegleiten und auf dem Quai von ihr geführt im Sonnenschein auf- und niederwandeln konnte.

Inzwischen hatte ihr Felix über die Ereignisse in Einsiedeln geschrieben, so weit er für gut befand, sie ihr mitzutheilen, die verwickelte Brieftaschengeschichte aber umständlich erzählt. Es traf sie also nicht ganz unvorbereitet, als sie eine Vorladung vor jenes Schwurgericht als Zeugin erhielt. So unangenehm ihr auch die Sache war, was konnte sie anders thun als ihr folgen? Daneben fürchtete sie von dieser Mittheilung üble Folgen für Mr. Kennington's Zustand. Sie machte sie ihm in der schonendsten Weise. Begleiten konnte er sie nicht, denn er war noch nicht weit genug in der Genesung vorgeschritten, um die Reise machen zu können, zumal in dieser Jahreszeit über den unruhigen See. Er hörte die Nachricht mit Entrüstung. Nach seiner gewohnten Art dachte er sie mit Geld abmachen, Leontinen's persönliches Erscheinen umgehen zu können. Endlich aber konnt' er ihren vernünftigen Vorstellungen, ihrem Entschluß zu reisen Nichts mehr entgegnen. Er mußte sie von sich lassen; zum Erstenmale auf ein paar Tage, seit sie in sein Haus nach England gekommen.

Leontine ging selbst nicht ohne Besorgnisse. Ihr war, als müsse ihr etwas Schreckliches begegnen. Vielleicht auch trug der düstere Himmel, das naßkalte Herbstwetter dazu bei ihre Stimmung so bange zu machen. Wer mag bestimmen, ob mehr die Schwere der Atmosphäre auf die Nerven drückt, oder ob dem Seelenleben ein Vorgefühl beschieden ist von der Schwere kommender Ereignisse? Jede Minute war ihr, als müsse der Engländer wieder zu ihr sagen wie damals, als sie zuerst von ihm scheiden wollte: Es wohnt ein reißendes Thier in meinem Innern — Sie allein haben das Zauberwort und die Macht, die es bändigt! Und wie sie darauf geantwortet: Dies reißende Thier wohnt in jedem Menschen — man muß es hüten und bändigen, damit es nicht eines Tages hervorbricht und uns selbst oder Andere zerreißt. Sie mußte immer daran denken! Aber der Engländer sprach diesmal das unheimliche Wort nicht, er drohte Leontinen nicht mit Fluch oder Selbstzerstörung. Er sagte sanft und vertrauend, da sie ging:

„Sie sind das edelste Weib, das ich kenne! Sie werden mich nicht hintergehen und verlassen — ich erwarte Sie spätestens übermorgen zurück — und dann, denke ich, werden wir in Kurzem nach Zürich gehen, zu Ihren Freunden. Geben Sie mir Ihre Hand darauf, daß Sie sobald als möglich wiederkehren, und ich bin beruhigt.“

Sie gab sie ihm und sagte: „Und geben Sie mir die Ihrige, daß Sie indeß sich schonen und alle trüben Gedan-

ken und Zweifel verscheuchen wollen, so dürfen wir uns dann Beide des Wiedersehens freuen." —

Als sie in Schwyz ankam, war eben die Verhandlung schon im Gange.

Der Italiener Crevola war angeklagt, auf dem Fest der Engelweihe in Einsiedeln mehrere Taschendiebstähle verübt zu haben und früher bei Gelegenheit der Landung des Dampfschiffes „Walther Fürst" in Brunnen Herrn Kaufmann Steinli aus Flüeln eine Brieftasche mit tausend Francs gestohlen zu haben. Herr Steinli hatte ihn dessen mit Bestimmtheit angeklagt. Er verdächtigte auch den Maler Felix Lindenberg, der ihm die Brieftasche ohne den Inhalt überbracht unter der Angabe, sie gefunden zu haben, indeß der Senne Erni Keßler ihn mit dem Italiener hatte laufen sehen, was auch von Beiden „eingestanden" sei. Felix hatte einen schweizerischen Fürsprech zu seinem Vertheidiger gewählt und sprach zum Schluß auch selbst. Außer den Zeugnissen und dem Schutz seines Gesandten hatte er auch Leontine Sternthal und den Kellner jenes Hotels in Brunnen, seine Unschuld zu bezeugen, desgleichen sollten Beide, so wie Georg Sturm und ein paar Personen, die mit auf dem Dampfschiff gewesen, angeben, ob der Italiener Crevola auch derselbe Italiener sei, welcher mit Herrn Steinli gefahren, denn jener leugnete hartnäckig diese Identität. Da er aber übrigens als Schwindler sich ausgewiesen, der schon seit dem Sonderbundsfeldzug sich überall unter verschiedenen Namen abenteuernd umhergetrieben,

ein sehr gewandter, nebenbei scheinheiliger Betrüger, der in viele Patrizierfamilien sich Eingang verschafft, so sah man auch in diesem Leugnen nur Betrügerei und Verstocktheit und gedachte ihn durch Zeugen zu überführen.

Felix konnte nur seine schon in Einsiedeln gethanen Aussagen wiederholen. Nebenher erklärte er Crevola für seinen Lebensretter, und wenn er auch sonst jede Gemeinschaft mit ihm zurückwies, so suchte er doch durch die Schilderung des Unwetters den Verdacht des ihm gegenübergestellten Erni als ganz grundlos zurückzuweisen, daß Beider schneller Lauf eine Flucht vor Menschen gewesen, da es nur Flucht vor dem Wetter galt. Und er ließ nicht undeutlich blicken, daß es nur eine niedere Leidenschaft des Sennen, die Motive der Eifersucht und Rache wären, die ihn wissentlich zu solcher Verdächtigung getrieben.

Erni, der schon beim bloßen Anblick seines Nebenbuhlers, den er den Zerstörer seines Liebesglückes nannte, in die wildeste Aufregung gerathen, wußte jetzt seinen Zorn kaum zu zähmen und sprach Worte des Schimpfes und der Drohung, nach denen ihn der Vorsitzende zur Ruhe verweisen mußte.

Leontine wiederholte Lindenberg's Erzählung, bestätigte, daß dieser ihr von der Begegnung mit dem Italiener als mit einem ganz Fremden erzählt. Auf die Frage, ob sie den Angeklagten mit dem von dem Schiff neben Herrn Steinli Flüchtenden für ein und dieselbe Person erkenne? schauderte ihr zartes Gewissen zurück vor einer möglichen

Täuschung und der Verantwortlichkeit, die sie dadurch auf sich lade. Sie sagte darum, daß sie darüber kein klares Urtheil habe, da sie ihn nur flüchtig und durch den strömenden Regen gesehen. Im Gegentheil sei ihr damals mit dem Fliehenden und einem ihr aus Rom bekannten Signore Beretti die Aehnlichkeit aufgefallen, daß sie Jenen für diesen gehalten.

Damit sprach Leontine ahnungslos das Urtheil, dem sie ausweichen wollte: die Voruntersuchung hatte bereits ergeben, daß Crevola im vorigen Jahre unter dem Namen eines Signore Beretti in Rom verschiedene Schwindeleien verübt — so war also die Identität noch einmal festgestellt.

Georg Sturm gab über diese ebenfalls eine ausweichende Antwort und zeugte auch zu Felix Gunsten. Den Sennen Erni erklärte er ebenfalls für keinen unparteiischen Zeugen. Er werde nicht wissentlich eine Unwahrheit sagen, aber er sei durch Leidenschaft zu verblendet, um die Wahrheit zu erkennen.

Andere gegenwärtige Zeugen bestätigten die Identität des Italieners mit jenem Reisenden und häuften noch allerlei Verdachtsgründe gegen ihn. Er hatte keinen einzigen Entlastungszeugen finden können. Dennoch blieb er bei seinem Leugnen. Aber weder seine eigne gewandte Vertheidigungsrede noch die seines Fürsprech machte einen günstigen Eindruck auf die Versammlung.

Das Urtheil der Geschworenen lautete für Felix Lindenberg „nicht schuldig!“

Für den Italiener Crevola „schuldig" des Taschendiebstahls und Betrügerei, schuldig des Diebstahls an Herrn Steinli.

Als Crevola sah, daß sein Leugnen ihm Nichts genützt, bekannte er sich selbst dieses Diebstahls schuldig und daß er die Brieftasche leer weggeworfen, welche Felix gefunden.

So war Felix noch einmal so glänzend gerechtfertigt.

Wuthschnaubend hatte Erni den Saal verlassen.

Erni liebte Gerty noch immer mit der ganzen Leidenschaft seiner energischen Natur, aber neben der Liebe war der Haß übermächtig gewachsen. Er sah in Felix nun einmal den Zerstörer seines Glückes, er glaubte, daß er Gerty verführt und mochte Nichts von dieser mehr wissen. In Verzweiflung war er fortgegangen von seinen Bergen, seiner Mutter, seiner Heimath. Er wollte arbeiten, um zu vergessen, er suchte die Liebe in sich zu ertödten, und weil es ihm nicht gelang, belebte er nur immer neu den Haß. Den ließ er immer tiefer wurzeln in seinem Herzen. Als ihm Uli von seinem Zusammentreffen mit Gerty erzählte, als er sein Herz milde für sie zu stimmen suchte, da bohrte sich nur der Stachel des Schmerzes um das, was er verloren, immer tiefer hinein — aber der Widerhaken der Eifersucht saß fest daneben und brachte den unheilvollen Brand in eine blutende Wunde. Erni wollte Nichts wissen von Vergeben und Vergessen, Nichts von Versöhnung. Das hieß ihm feige Schwäche, die werd' er sich nie gegen „ein lumpi-

ges Weibsbild" lassen zu Schulden kommen. So roh drückt' er sich aus. Und wenn ihm dann Uli verweisend sagte, daß es dann noch viel größere Schwäche sei, sich um eines so gering geachteten Wesens Willen von Heimath und Beruf und allen liebgewordenen Lebensgewohnheiten treiben zu lassen und sich so selbst unglücklich zu machen: dann versuchte er sich zu stellen, als sei er nicht unglücklich und als werde er die Dirne bald vergessen haben.

Aber am schlimmsten wüthete er jetzt, da er Gerty von Weitem wiedersah bei der Prozeßverhandlung.

Gerty war ja in Einsiedeln mit dabei gewesen, wie man den Italiener ergriffen und Felix beschuldigt hatte. Bald genug hatte sie auch erfahren, daß Erni als Zeuge gegen Felix mit nach Schwyz kommen würde. Darauf baute sie ihre Hoffnung. Hier mußte sie Erni wiedersehen. Hier wollte sie sich ihm nähern und Alles aufbieten, ihn wieder zu versöhnen, wieder zu gewinnen! Hier konnte auch Sturm für ihre Unschuld zeugen, ihr Vermittler bei ihm sein. O wenn sie sich nur wiedersehen, wenn er sie nur anhören müsse, dachte sie, so werde schon Alles wieder gut werden!

Es war ihr nicht gelungen, ihn früher wiederzusehen als wie er vor den Schranken stand. O wie ihr dabei zu Muthe war! Sie verwendete keinen Blick von ihm, sie hätte zu ihm hinüberschreien mögen, nur um einen einzigen freundlichen Blick ihn flehen, einen Blick, wie er sonst täglich für sie gehabt. Aber nur einmal ruhte sein Auge auf

ihr voll lodernden Zornes und dann vermied es den ihren wieder zu begegnen. In ihm kochten wilde Gedanken. Da war sie, da war Felix! War es nicht um dessenwillen, daß sie hergekommen? Konnte sie wissen, daß auch er, Erni, hier sein werde? Alle Dämonen der Eifersucht wachten in ihm auf, furchtbarer als je. Nun hatte er nur noch einen Wunsch: daß sein glücklicher Nebenbuhler vor ihr erniedrigt werde, gebrandmarkt als ein Hehler und Stehler. Dann wollte er zu ihr treten, ihr triumphirend sagen: Sieh doch! ich war Dir zu schlecht — solch' ein feines Bürsch'chen mußte kommen, das gefiel Dir besser, ich gratulire Dir zu dem geschniegelten Spitzbuben!

Und nun war es nicht so. Nun war das „Nichtschuldig" ausgesprochen, nun war Niemand mehr, der an Lindenberg's Schuld geglaubt hätte — er, Erni, war der Erniedrigte! Man hatte ihn zur Ordnung rufen müssen, man hatte sein Zeugniß als ein böswilliges verdächtigt, man hatte es gewagt, vor allen Leuten auf seine Eifersucht anzuspielen, auf die Untreue seines Mädchens. Das war mehr, als er ertragen konnte. Sein ganzes Wesen war auf's Aeußerste gereizt, in einem dämonischen Aufruhr.

Und als er nun jetzt draußen den verhaßten Lindenberg gehen sah, Leontine an seinem Arm — da war er nicht mehr Herr seiner selbst. Er, der seine Braut ihm gestohlen, hatte jetzt wieder eine andre Dame an seiner Seite — dieselbe edle Erscheinung, die vorhin ihn und Allen vor Gericht durch ihre stille Würde imponirt hatte.

Bei aller weiblichen Bescheidenheit ihres Auftretens — durfte er es wagen, noch um Achtung und Liebe bei vornehmen Damen zu werben, nachdem er so an dem Mädchen der Alpen sich vergangen? Freilich! das arme Kind einer Bäuerin, das darf solch' ein feiner Herr ungestraft unglücklich machen!

So jagten sich die Gedanken in Erni's wahnerhitztem Hirn. Nein! und wenn es keine Gerechtigkeit mehr auf Erden gab — so hatte er ja noch einen Arm und konnte Vergeltung üben! Da schwang er seinen Alpenstock mit dem blitzenden Eisen im Kreise durch die Luft — es war ein unheimliches Sausen und Schwirren — dann ein weiblicher Angst und Hilfeschrei — und am Schlaf getroffen sank Felix lautlos zur Erde, Leontinen mit sich niederzerrend.

Auf ihren Hilferuf eilten Leute herbei aus den Häusern, aus andern Straßen. Auch Gerty und Georg Sturm waren darunter.

Einige hatten die That gesehen und eilten Erni zu greifen, indem sie „Mörder" schrieen. Gerty stürzte sich auf ihn zu, schrie: „Es ist nicht möglich! Erni — ich lasse Dich nicht!" —

Er stieß sie mit dem Fuße fort und sagte: „Dort liegt Dein Schatz, wir geh'n einander Nichts mehr an!" Und zu den Bürgern, die ihn halten wollten, sagte er: „Ihr braucht Euch keine Mühe zu geben, ich laufe Euch nicht

davon. Ich zeige mich recht gern selber an, damit mir der Scharfrichter den Garaus macht."

So führten sie ihn fort, indeß Gerty jammernd nachlief. —

Während dem hatte Georg mit andern herzugekommenen Leuten Felix und die bewußtlose Leontine aufgehoben. Letztere kam so weit wieder zu sich, daß sie von Georg sich bis in das nahe Hotel führen lassen konnte, in das man auch den völlig regungslosen Felix brachte.

Bald erschien auch ein Arzt. Er untersuchte die Wunde, schüttelte bedenklich den Kopf und schlug eine Ader. Dann sagte er zu Leontinen:

„Sind Sie eine Verwandte dieses Herrn?"

„Nein," antwortete sie, „nur eine Bekannte und Landsmännin, seine Reisegefährtin."

„Der Schlag ist tödtlich," sagte der Arzt, „er hat unmittelbar den Schlaf verletzt — vielleicht kommt er noch einmal zu sich — aber er wird den morgenden Tag nicht erleben. Wollen Sie bei ihm bleiben für den Fall, daß er einen letzten Willen hat?"

„Gewiß," sagte Leontine sanft, „wenn das Schreckliche wahr ist, so soll er wenigstens ein befreundetes Wesen an seinem Sterbelager haben. Sie bleiben mit bei mir, Sturm?" sagte sie zu diesem und reichte ihm die Hand.

Er drückte sie innig und sagte: „Ich werde Sie in solcher Lage doch nicht allein lassen!"

„Solch' eine Frevelthat!" rief Leontine, „solch' ein

blühendes Leben!" indem sie auf Felix blickte und verhüllte weinend ihr todtenbleiches Antlitz.

Georg und Leontine hatten sich noch nicht anders wiedergesehen, als heute in dem Sitzungssaal. Ihre letzte plötzliche Trennung hatte eine neue Kluft zwischen ihnen geöffnet. Sie waren irre aneinander geworden und Keines hatte Kraft und Vertrauen genug, den Irrthum bei sich wie bei dem Andern zu bekämpfen. Fast schien es, sie waren dazu zu müde geworden, zu müde überhaupt zu dem Kampf des Lebens, von dem Beiden die Erfahrung gelehrt, daß nur immer ein Kampf sich aus dem andern entwickele und das Resultat kein anderes sei als seine stete Erneuerung. Es war etwas Stoisches und Resignirtes in diesen beiden Naturen und gerade darum, weil sie so gleich geartet und im nutzlosen Ringen die eigne Kraft sich erschöpfte, vertrauten sie auch nicht einander, weil sie selbst sich wenig vertrauten. Bei jenem letzten Wiedersehen hatte Jedes von ihnen bei sich still entsagend gedacht, es sei für immer das letzte — und nun folgte doch wieder ein neues darauf! Ein neues an einem Sterbebette! Was sollten sie jetzt über Vergangenes reflectiren oder von Künftigem reden? Der Tod hier zwischen ihnen sprach laut genug — und sie hatten Nichts zu thun, als sich leise die Hand zu reichen.

Der Arzt war fort, eine stille Stunde war vergangen, da richtete sich Felix ein Wenig auf und flüsterte: „Leontine!" Sie war sogleich neben ihm.

„Das ist schnell gekommen!" sagte er, „ich glaube,

es geht plötzlich zu Ende. So unvorbereitet! — von der Hand eines Mörders! — Ach, Sie sind auch hier, Sturm!" sagte er diesen erblickend. — „Sie hielten schon einmal die die Waffe dieses verwilderten Menschen von mir fort — ich kam noch nicht dazu, Ihnen dafür zu danken — es war eine kurze Gnadenzeit!"

„Leider kam ich zu spät!" sagte Sturm.

„Sie haben edel an mir gehandelt," antwortete Felix, „gerade weil wir niemals Freunde waren." Er hatte diese Worte mit Anstrengung gesprochen und schloß wieder die brechenden Augen.

Leontine beugte sich über ihn, seinen Athemzügen zu lauschen.

Nach einer langen Pause, da sie es nicht verhindern konnte, daß eine Thräne aus ihrem Auge auf seine Hand fiel, begegneten wieder seine Blicke den ihren und er sagte: „Sie weinen um mich? o Leontine! sagen Sie das meiner Mutter — meiner armen, alten Mutter! — wenn ihr die Leute etwa hinterbringen, daß ich um meiner Sünden Willen und in meinen Sünden gestorben bin! — Es wird sie trösten, daß ein edles Weib um mich geweint! — Schreiben Sie meiner Mutter! Um Gerty hab' ich nicht solche Rache verdient! Vielleicht um Andrer Willen! — o daß Sie Liesli sehen könnten! ihr sagen, wie ich vergeblich versucht, mich ihr wieder zu nähern, wie ich gelitten, daß sie meine Briefe nicht beantwortet — mir Verachtung gezeigt! Ich habe sie geliebt! sagen Sie es ihr, sie soll mir vergeben

— wenn Sie um mich weinten, darf Sie es auch. Sie ist gerächt! — Leontine — Sie hab' ich verehrt wie eine Heilige — hätt' ich Ihnen mehr gehorcht, von Ihnen mich läutern lassen — ich könnte ruhiger sterben! Aber Sie verdammen mich nicht — gerade, weil Sie selbst so rein sind und doch auch das Vorurtheil mit Füßen treten! — — Leontine — beten Sie für meine Seele!" —

Was er weiter sprach, ward unverständlich — der Tod umkreiste sein Lager, breitete seine Schwingen immer näher zu ihm nieder.

Der Arzt trat wieder ein und mit ihm der Priester mit den Chorknaben und den heiligen Gefäßen, die letzte Oelung zu vollziehen.

Georg erkannte den Priester — es war Walther Suter. Er wußte nicht, wer der Sterbende war, zu dem man ihn berief. Der Pfarrer von Schwyz war seit einigen Tagen krank und Walther, sein nächster Amtsbruder, versah indeß mit seine Geschäfte.

Walther stand einen Augenblick erschrocken still — das war der heitre, ungestüm in's Leben stürmende Künstler, den er im Frühling bei sich beherbergt — das war der leichtsinnige Frevler, der mit Frauenherzen spielte, als wären sie nur da, um seinem nach Aufregung und Zerstreuung suchenden Wesen eine vorübergehende Unterhaltung zu gewähren. Das war der rücksichtslose Phantast, der erst jüngst zwei unschuldige Mädchen von ihren Verlobten gerissen und unglücklich gemacht: — die eine war seine theure

Schwester, die er beschimpfte, die andere sein liebliches Beichtkind, war Gerty, für die selbst in dem der ewigen Entsagung geweihten Herzen des Priesters eine brennende Leidenschaft lebte. Und jetzt war es sein Amt, den, welchen er um dieses Alles willen wie seinen Todfeind haßte, im Tode zu weihen und ihm die Vergebung der Sünden zu bringen!

Aber wie wäre er ein christlicher Priester gewesen, wenn er das nicht vermocht hätte? Der Frevler war ein Sterbender, war ein Gemordeter — gemordet von seinem Nebenbuhler, gemordet von dem Bräutigam des Mädchens, an dem er sich doch nicht so vergangen, daß er dafür eine solche Strafe verdient hätte — gemordet von eben der furchtbaren Leidenschaft, die auch zuweilen im Herzen des stillen Priesters sich drohend aufgerichtet — und vor deren Opfer er nun voll tiefster Erschütterung stand.

Er trat zu ihm, die heilige Handlung zu vollziehen. Felix vermochte nicht mehr zu sprechen — aber aus seinen Augen sprach es, daß er ihn erkannt — war es ein Zeichen der Verdammniß oder der Sühne, daß gerade Dieser an seinem Sterbebett erscheinen mußte?

Aber der Priester sprach Worte der Versöhnung — Felix schien ruhiger zu athmen — dann faßte er nach Leontinen's Hand, die er zu sich winkte. Sagte das nicht, daß er am meisten ihr vertraue, ihr danke, von ihr die Fürbitte, die Entsündigung hoffe, welche die Gebote des Priesters ihm boten?

Leontine neigte sich über ihn — ein letztes Zucken und Röcheln — und Felix war eine Leiche.

Georg und Leontine standen erschüttert, indeß Walther sich schweigend entfernte.

„Ich ahnte etwas Schreckliches;" sagte Leontine, „als ich von Mr. Kennington schied, dachte ich immer daran, daß ich einmal zu ihm gesagt hatte: es wohne in jedem Menschen ein reißendes Thier, das wir hüten müssen, damit es nicht eines Tages aufspringe, um uns selbst oder Andere zu zerreißen! Er hat in Leidenschaft gelebt und die Leidenschaft eines Andern hat ihn gemordet — das Thier wollte ein Opfer! — O Gott, Georg! er war ein schwacher, irrender Mensch — wir dürfen ihn nicht richten — wer ist seiner selbst gewiß! — Es ist ein entsetzlicher Augenblick, der uns zusammengeführt — jetzt giebt es keine Verstellung, kein kluges Abwägen — begreifen Sie nun, warum ich bei Mr. Kennington bleibe? Ich fürchte mich auch vor dem Thier, das ihn und mich zerreißen könnte!"

Sie war in einer so entsetzlichen Aufregung, daß sie solche Worte sprach, die ihr ganz deutlich schienen und die er doch kaum verstand. Aber er drückte ihre zitternde Gestalt fest an sich, wie um sie zu halten und sagte:

„Leontine! — also doch nur darum trotzen Sie dem Vorurtheil — Sie lieben Mr. Kennington nicht?"

„Ich muß meine Mission erfüllen," antwortete sie sanfter, „die Mission, die mir der Himmel, die ich selbst

mir aufgebürdet — Sie sehen es ja, Niemand kann seinem Schicksal entgehen!"

„Auch ich nicht dem meinigen!" rief er, „ich mußte Sie wiedersehen nach langer Trennung; um zu erkennen, daß doch nur Sie es waren, die mein Wesen mit jenem einzig ewigen Gefühl erfüllte, das sich nicht auf vorübergehende sinnliche Regungen, sondern auf die Sympathie der Seelen gründet. — Ihre Kälte hatte mich einst zurückgescheucht — sie scheuchte mich noch einmal zurück — und Sie haben doch solch ein gefühlvolles Herz, das jeder Creatur sich erbarmt, warum nicht meiner?"

„Georg!" rief sie und sich groß aufrichtend sah sie ihn staunend an, indem sie fortfuhr: „So sind die Männer denn alle! Selbstbeherrschung und das verschwiegene Opfer eines still brechenden Herzens ist ihnen Kälte! Die feurigere Anna, die Nichts davon wußte, trug Ihnen ihr Herz entgegen — dem widerstanden Sie nicht — so mußte ich widerstehen meinem eignen stürmischen Herzen und sehen, wie ich mit ihm fertig ward. Damit die Freundin, die vielleicht weniger dulden und tragen konnte wie ich, nicht unglücklich werde, damit Sie nicht in einen unseligen Zwiespalt geriethen, mußt' ich mich stellen, als habe ich Sie nie geliebt! Was wäre mein Opfer gewesen, hätt' ich es mit einer Großmuthsscene verbinden wollen und ihr oder Ihnen zeigen, was es mich kostete? Das ist die Art gemeiner Seelen!"

Georg stand wie betäubt und hatte sie losgelassen, als

fühle er sich zu unwürdig sie noch zu berühren. „Leontine! o Gott — warum?“ rief er im Tone schmerzvoller Anklage.

„Nein!“ rief sie, „nicht noch einen Vorwurf! Das ist das Schrecklichste, was uns begegnen kann, wenn wir der Pflicht, der Tugend, irgend einem göttlichen Prinzip unser Herz, unser ganzes Leben zum Opfer bringen und dann noch die Frage hören müssen: wozu? Dann uns noch einen Vorwurf machen oder hören müssen über das, was wir als einen Sieg über uns selbst mit Stolz uns angerechnet. — Georg! ich habe Sie nie vergessen, habe nie wieder geliebt und als ich Anna nicht als Ihre, sondern die Gattin eines Andern wiedersah, da hab' ich schon selbst mein Opfer als vergeblich beweint — aber bereuen durft' ich nicht, daß ich gehandelt, wie es recht war. Uns trennte das Geschick — es warf uns Beide auf die rauhesten Bahnen des Lebens, es löste uns los vom Vaterlande und von all den Unsern.“

„Damit wir uns hier doch wieder zusammenfänden,“ fiel er ihr ins Wort, „die Vergangenheit sühnten und das Geschick versöhnten! Leontine, Sie haben Diesem da vergeben — vergeben Sie auch dem Lebenden!“

Er kniete vor ihr nieder und hielt den Saum ihres Kleides.

„Nicht so!“ sagte sie und beugte sich zu ihm. „Lassen Sie uns in treuer Freundschaft verbunden bleiben, aber lassen Sie uns nicht die Leidenschaft wecken, die das Unheil in ihrem Gefolge hat. Lassen Sie mich mein Geschick erfüllen!“

Draußen ließen sich Tritte hören. Sie konnten nicht weiter sprechen. Es kamen Leute vom Gericht, den Todesfall zu constatiren und das Nöthige zum Begräbnisse zu ordnen.

Am folgenden Tag reiste Leontine ab und Georg begleitete sie nach Luzern. Sie waren so noch lange genug bei einander, um sich sagen zu können, wie Alles gekommen und wie sie durch und um einander gelitten. Es war und blieb etwas Feierliches in ihrer Stimmung nach der Gewalt des empfangenen Eindruckes und sie schauten auf das Leben mit seinen Höhen und Tiefen nicht aus dem mit trüben Nebeln erfüllten Thal der Leidenschaft, sondern von den sonnigen Alpenhöhen der sittlichen Freiheit.

„Geleiten Sie mich selbst zu Mr. Kennington," hatte sie zu Sturm gesagt: „ich habe ihm mein Wort gegeben, so wird er auch Ihnen vertrauen und wir werden in Zürich, wohin er Willens zu gehen, stille Tage der Freundschaft leben können."

Mr. Kennington hatte sie bereits mit Ungeduld erwartet, und in seiner Freude über Leontinen's Rückkehr hieß er auch Georg herzlich willkommen.

Die Nachricht von Felix plötzlichem Tod erschütterte ihn, — aber sie machte einen mehr sänftigenden als aufregenden Eindruck. Er dachte auch an das reißende Thier im Menschen, das die That vollbracht und suchte das seine zu hüten. —

X.

Stille Tage.

„Ich sah Dich wieder — und sah Dich nicht —
Du Traum meiner Jugendtage!
Die Du einst geweckt mit der Augen Licht
Mir im Herzen die süße Sage;
Die heilige Mähr' von der seligen Fluth,
Von dem Odem lebendigen Lebens,
Von der brustdurchbohrenden Liebesgluth,
Der Lust des Empfangens und Gebens.

Hugo Oelbermann.

Es war Winter geworden.

Mr. Kennington war mit Leontine nach Zürich übergesiedelt.

Erst hatte sie in Luzern noch eine traurige Pflicht erfüllt. Sie hatte Liesli Suter besucht, um ihr Felix Lindenberg's letzte Grüße zu bringen. Sie hatte es ja dem Sterbenden versprochen — ihr Bruder (den Georg als solchen

kannte) konnte ihr zwar die ganze traurige Geschichte erzählen, aber er hatte doch nicht von ihm selbst diesen Auftrag empfangen. Für Leontine war es eine heilige Pflicht ihn zu vollziehen.

Liesli empfing sie mit schwer zurückgedrängten Thränen. Sie hatte schon durch die Zeitungen den Ausgang des Prozesses erfahren; auch die entsetzliche That, die ihn begleitete. Für Leontine war es eine Erleichterung, daß sie so sie schon vorbereitet fand.

Es bedurfte keiner Vorstellung. Liesli erkannte die Dame wieder, die sie auf dem Dampfschiff an Felix Seite, die sie auch vor einigen Wochen wieder gesehen.

„Ich komme von einem Sterbenden," sagte Leontine, „die Bitte eines solchen unerfüllt zu lassen ist Sakrilegium. Sie verzeihen mir, wenn ich zudringlich erscheine und außer den Schranken der üblichen Formen." Und daran knüpfte sie die Schilderung von Felix' Tod und wiederholte seine Worte für sie.

„Ich habe dem Lebenden vergeben," sagte sie, „ich habe gestrebt ihn zu vergessen — dem Sterbenden darf ich ein stilles Andenken bewahren und fleißig für ihn beten! Daß aber sein Mörder der Bräutigam meiner vertrautesten Gespielin ist und diese nun nimmer wird Ruhe finden können — das werd' ich nicht überwinden! — O Gott! was hab' ich nicht alles Schreckliches erfahren seit jenem ersten Begegnen mit Ihnen. Sehen Sie dort den Pilatus," sagte sie nach dem Fenster deutend, das die Aussicht auf ihn bot,

„die Nebel hüllen ihn ganz ein und es sind schon Wochen vergangen, daß man gar Nichts von ihm sieht. Damals schwebte ein kleiner Nebelstreif an seiner Seite und ich prophezeihte ein Ungewitter — es kam auch — kam für den Tag und mein ganzes Leben — aber so wie dieser einzig-verworrene Nebelknäuel, der den ganzen Bergriesen einhüllt vom Scheitel bis zur Sohle — so ist mein Leben jetzt. — Und nicht nur meines — ich sehe Nichts als Unglück auf der Welt!"

Leontine entgegnete sanft: „Früher oder später klagen wir Alle einmal so — aber es kommen auch wieder lichtere Tage und die Sonne dringt durch den Nebel —"

„Die Sonne des Glaubens vielleicht," sagte Liesli resignirt, „sonst keine."

Leontine wollte ihr Trost zusprechen — da läutete eine Glocke aus einem entfernteren Zimmer.

„Verzeihen Sie," sagte Liesli, „wenn ich mich entfernen muß. Mein Vater liegt seit ein paar Wochen vom Schlag getroffen, auf der einen Seite ganz gelähmt, darnieder. Er duldet von Niemand Andern eine Handreichung als von mir — so muß ich zu ihm."

Leontine nahm schnell Abschied — und so hatte auch diese Begegnung geendet.

Einige Wochen waren seitdem vergangen und sie war mit Mr. Kennington heimisch in Zürich geworden.

Zuerst war sie dort allein ausgegangen, die Professorin Schönborn aufzusuchen.

Unter Frauen, die zu freieren Lebensanschauungen gereift, vom Schicksal da und dort in der Welt herumgeworfen worden sind, bedarf es nicht erst langer Förmlichkeiten, sich wieder einander nahe zu kommen und in das alte freundschaftliche Verhältniß zurückzufinden, wenn es auch durch Trennung und Schweigen vieler Jahre eine scheinbare Lösung erfahren. So ging es auch bei diesen Beiden. Sie waren nie eigentlich Freundinnen gewesen in dem Sinne jugendlicher Mädchenfreundschaften, die mit schwärmerischen Ueberschwänglichkeiten gerade bei tieferen und unschuldigen Naturen wie die Morgenröthe der Sonne der Liebe vorausgehen. Sie hatten nur den geistigen, oder auch den sittlichen Werth an einander geschätzt, das Freisein von den beschränkenden Ketten kleinlicher Vorurtheile, das Streben über das Gewöhnliche hinaus, die Selbstständigkeit des Urtheilens, des Wollens und Handelns, eine geistige Reife, die, eben weil sie unter den Frauen ziemlich selten, diejenigen, welche sie besitzen, gleich auf einen vertrauteren Fuß zusammenführt. Es besteht unter solchen Frauen gleichsam eine stille Freimaurerei, die keiner besondern Loge noch sonstiger Geheimnißkrämerei bedarf, die das heilige Bundeszeichen nicht in einer Formel aus Augen und Stirnen liest.

Leontine war um Vieles jünger, als die Professorin, und eben deshalb hatte sie sich derselben um so inniger bei ihrer ersten Begegnung vor langen Jahren angeschlossen. Wie denn bedeutende Menschen in der Jugend immer den Umgang von den ältern Personen suchen, im Alter von

jüngeren. Dort drängt sie ihre geistige Reife dazu, das Streben von ihnen zu lernen, in ihrem Umgang Jahre der Lebenserfahrung vorauszunehmen — hier ist es die Jugend des Herzens, die sich die Fähigkeit bewahrte mit der Jugend zu sympathisiren, trotz aller Erfahrung, der Drang sich mitzutheilen, den reichen Schatz des geistigen Lebens freigebig Andern zu erschließen.

So hieß die Professorin Leontinen mit wärmster Freude willkommen, und es bedurfte nur weniger Stunden des Zusammenseins, um sich Beide wieder in einander und den beiderseitigen Lebensverhältnissen zurecht zu finden.

Mr. Kennington gewöhnte sich daran Leontinen oft von sich zu lassen, aber er selbst war nicht zu bewegen, sie zu ihren Freunden zu begleiten. Er hatte jetzt eine neue Leidenschaft: er spielte Schach. In einem Gastzimmer hatte er zwei gewandten Spielern zugesehen — der eine von ihnen, ein Arzt, war davon aberufen worden, und der andere, gleichfalls ein Engländer, hatte seinen Landsmann eingeladen die Partie für jenen mit ihm zu Ende zu spielen. Er hatte sich dazu bewegen lassen, und seitdem spielten die beiden Landsleute täglich einige Stunden Schach. Leontine knüpfte daran allerlei Hoffnungen. Nicht nur daß sie dadurch von seiner sie oft quälenden Gesellschaft befreit war und sich um so sorgloser den lang entbehrten Umgang eines befreundeten Hauses widmen konnte, sie hoffte davon auch den wohlthätigsten Einfluß auf Mr. Kennington's wundes Gemüth, auf seine geistige Kraft. War auch das Schach

nur ein Spiel: es war doch eines, das Anstrengung für den Geist bedingte, es war eine Art Arbeit, mindestens Thätigkeit, es zog den Geist ab von unnützen und sinnverwirrenden Grübeleien und konnte ihn allmälig wieder zu einer klareren Richtung verhelfen. Nur einmal eine Thätigkeit, gleichviel, welche es war, statt dieses dumpfen Hinbrütens über Vergangenes, dieses Schattenleben in der Gegenwart! Vielleicht machte sie ihn wieder tüchtig zu einer größeren, vielleicht widmete er sich seinem Geschäft wieder, vielleicht kehrte er heim und konnte die Trennung von ihr ertragen ohne Rückfall, vielleicht ward Alles gut! Vielleicht konnte auch sie noch glücklich werden und, nachdem sie die Mission erfüllt, einem Gemüthskranken Alles gewesen zu sein, ihn vor Selbstzerstörung bewahrt und der Menschheit wieder zurückgegeben zu haben — vielleicht konnte sie dann den Einen noch glücklich machen, der gleich ihr selbst aufgehört hatte an das Glück des Lebens zu glauben.

Aber jetzt empfand auch gleich ihr Georg eine Ahnung davon, daß es noch Glück auf der Erde gab und das Leben noch schön sei. Er besuchte Leontinen zuweilen und sah sie auch in Gegenwart von Mr. Kennington, aber noch öfterer sah er sie in den wechselnd kleinen und großen Cirkeln bei Professor Schönborn und lebte ein neues Leben für Geist und Herz in ihrer Nähe. Aber er mußte Leontinen gehorchen und dem Versprechen treu bleiben, das er ihr gegeben: sich das stille Glück der Gegenwart durch keine Frage an die Zukunft selbst zu vernichten und die Lösung dem Himmel

anheim zu geben. „Ist Mr. Kennington so weit genesen, daß meine Gegenwart ihm nicht mehr wie jetzt Bedingung eben dieser Genesung, dann darf ich ihn verlassen — aber die Schuld an dem Wahnsinn oder Untergang eines Menschen erträgt mein Gewissen nicht.“ So hatte sie ihm gesagt.

Nach Uli Fehringer hatte sie bald nach ihrer Ankunft gefragt. Aber er war jetzt nicht hier. Seit an der Eisenbahn des Frostes wegen nicht gearbeitet werden konnte, war er hier fort und dafür nach Bern gegangen, wo er mit seinem Freund Willi zusammen lebte, der dort in der einberufenen Bundesversammlung wirkte, in die er gewählt, indeß er, Uli, dort über neuen Eisenbahnprojekten arbeitete, welche er dem Bunde vorzulegen gedachte.

So war der Winter nahe zu still vergangen, wie es denn zuweilen geht, daß auf stürmische und ereignißvolle Monden stille und einförmigere Tage folgen, von denen nicht viel des Wechselnden oder Ereignißvollen zu berichten ist. So ist in den meisten Menschenleben etwas von Ebbe und Fluth und ihren wunderbaren Gesetzen. Bald drängen die Ereignisse mit athemloser Hast aufeinander und überstürzen sich oft, bald scheinen sie zu ermüden und Alles geht einen gleichen gewohnten Gang, als sei keine Veränderung möglich.

So war es auch hier.

Eines Tages, da auch Georg und Leontine im Salon der Professorin Schönborn waren, trat unerwartet Uli ein. Von Allen ward er herzlich empfangen.

„Ich komme noch vor der ersten Schwalbe," sagte er, „der Schnee ist fort und wir können unsere Arbeit beginnen."

„Es ist gut, daß Sie wieder da sind," sagte der Professor, „die Dame hier hat schon oft nach Ihnen gefragt — Fräulein Leontine Sternthal — Herr Ingenieur Fehringer."

„Es sind allerdings einige Jahre verflossen," sagte Uli, „seit ich die Ehre hatte in England Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich mußte auch damals ohne Abschied abreisen — und konnte bei Niemand im Hause des Mr. Kennington auf ein freundliches Andenken rechnen."

„Dann thun Sie ihm und uns Allen Unrecht," sagte Leontine, „er hat immer gewünscht Ihnen wieder im Leben zu begegnen, um die Schuld eines Mißverständnisses zu sühnen — die er wahrhaftig schon schwer genug gebüßt."

„Bei manchen Dingen," sagte Uli etwas erbittert, „ist es denn doch die beste Sühne, wenn von ihnen niemals wieder die Rede." Damit wandte er sich von Leontinen zu Bertha.

Georg sagte leise zu Leontinen: „Fürchten Sie nicht für Mr. Kennington, wenn er mit diesem Fehringer zusammenkommt, der außerdem, daß er durch ihn an die unheilvollste Katastrophe seines Lebens erinnert wird, auch von wenig versöhnlichen Gesinnungen für ihn erfüllt zu sein scheint? Wird es nicht wenigstens besser sein, wenn ich ihn vorher von Allem unterrichte?"

„Thun Sie das, wenn Sie Gelegenheit dazu finden," antwortete Leontine, „wenn wir Beide es Mr. Kennington

nicht sagen, so wird er ja nicht gleich erfahren, daß Fehringer hier ist — und dann kann ich auch ihn erst vorbereiten, damit wir mögliches Unheil verhüten."

Wie gewöhnlich begleitete Georg Leontinen bis in ihre Wohnung.

Uli war noch geblieben. Er hatte noch keine Gelegenheit gefunden nach Tuiska zu fragen — oder vielmehr er hatte vergeblich darauf gewartet, daß man von ihr sprechen werde. Er wollte nicht gehen, ohne etwas von ihr erfahren zu haben — und da sich eben die Gelegenheit nicht fand, so mußte er sie doch vom Zaune brechen und endlich Bertha fragen:

„Haben Sie indeß fleißig mit Fräulein von Bodenrieth correspondirt?"

„Nein, mein Herr," sagte Bertha erglühend und heftig: „Sie schreibt uns nicht mehr, seit sie die Braut des Fürsten ist."

Die Professorin sah ihre Tochter strafend an — aber das unheilvolle Wort war ausgesprochen. Eine tiefe Pause entstand, Niemand wagte sie zu unterbrechen. Uli zwang sich zu einem Lächeln, das verächtlich sein sollte und doch nur voll bittrer Wehmuth war. Aber er brachte kein Wort hervor. Endlich erhob er sich, um Abschied zu nehmen. Er wollte noch in seine stundenweit entfernte Wohnung hinaus.

Aber die Professorin litt das nicht, weil draußen der Frühling im Toben eines Gewittersturmes sich meldete. Dahinein zu gehen, sagte Uli, sei ihm eben jetzt recht. Den-

noch mußte er den Ermahnungen der verständigen Hausfrau endlich nachgeben und die Einladung annehmen, eines ihrer Gastzimmer für die Nacht zu benutzen.

Er wollte sich eben in dasselbe begeben, als man unten vor dem Gartenthor einen Wagen rollen und halten hörte. Sein Rollen mischte sich mit dem des Sturmes und Donners, mit dem Getös des strömenden Regens, man vermochte erst nicht klar zu unterscheiden und stritt darüber. Uli behauptete, es sei ein Wagen, die Andern bestritten es. Aber jetzt ließ sich Peitschenknallen und Schellengeklingel ungeduldig hören, auch ein kräftiges Holla! erscholl. Uli hatte doch Recht. Der Professor langte den Thorschlüssel von der Wand, um selbst hinauszusehen, man mußte ein Stück durch den Garten im strömenden Regen bis an das Thor gehen, und er meinte, das sei eher Mannessache als die des Dienstmädchens.

„Das ist meine Sache!“ sagte Uli und entrang ihm den Schlüssel. Schnell eilte er hinab, man mußte ihn gewähren lassen.

Als Uli geöffnet, sprang eine weibliche Gestalt aus dem Wagen und in seine Arme.

„Oheim!“ rief sie, „Du öffnest selbst, Du nimmst die Flüchtige auf? Das ist ein gutes Zeichen! Ich kehre vertrauend zu Euch: Mein Vater hat kein Recht mich schmälich zu verhandeln! Da bin ich — ein ausgestoßenes Kind, aber der Schmach entronnen — bin sicher in Deinen Armen!“

„Du bist's!“ rief Uli triumphirend wie ein Trunkener

und hielt Tuiska fest auf seinen starken Armen, mit denen er sie im Regen durch den Garten trug. Er hatte ihre Stimme erkannt –– aber sie nahm ihn für den Oheim im Dunklen, mit dem er eine Größe hatte — und wer sonst sollte ihr denn hier zur Nachtzeit öffnen, da sie wußte, daß es sonst keinen Mann im Hause gab? Zu erschüttert, um zu sprechen, und durch die Gewitternacht von starken Armen stützend getragen, kam Tuiska erst wieder zu einem klaren Gedanken, als sie Uli in der Hausflur niederließ, in der noch die Lampe brannte, während der Professor mit einem Licht in der Hand dastand und Bertha neugierig an der angelehnten Zimmerthür lauschte.

Jetzt war Tuiska keines Wortes mehr fähig, da sie Uli und ihren Irrthum erkannte — erglühend von Scham und Zorn und einem unnennbaren Gefühle eilte sie auf Bertha zu, die mit einem kindlichen Freudenschrei der Ueberraschung ihr entgegensprang.

Uli ergriff des Professors Hand und sagte: „Bei diesem unerwarteten Besuch wäre die Gegenwart eines Fremden störend. Fräulein Tuiska zürnt mir schon, weil sie mich für Sie nahm und ich selbst in der Bestürzung den Irrthum nicht aufgeklärt. Entschuldigen Sie mich darum bei ihr. Ich ziehe mich auf das mir angewiesene Zimmer zurück."

„So darf ich Sie um Tuiska's Willen nicht zurückhalten," sagte der Professor, „ich begreife selbst nicht, was diese plötzliche Rückkehr zu bedeuten hat — und sie wird vor fremden Ohren keine Erklärung geben."

„Eine Flucht aus beengenden Fesseln in das Land der Freiheit!“ sagte Uli und ergriff das Licht, mit dem er die Treppe hinaufging.

Als der Professor zu den Damen trat, weinte Tuiska am Herzen seiner Gattin. „Mir ist so wohl und weh,“ sagte sie und lächelte unter Thränen, noch keines Wortes der Erklärung fähig. Wie konnte sie gleich noch einmal wiederholen, was sie schon vorhin gesagt? gesagt vor den Ohren, für die es nicht bestimmt war? Sie mußte an Uli denken und wollte doch nicht fragen, von ihm sprechen. Ihr ganzes Gefühl empörte sich gegen ihn und den Moment der Täuschung — und daß nun er vernommen, was nicht für ihn gehörte. Endlich sagte sie:

„Ihr habt mich durch Euer Schweigen verdammt, aber nur weil Ihr mich verkanntet. Ich war dennoch gewiß, bei Euch eine Freistatt zu finden — die einzige, die mir auf der Welt noch geblieben! Ich habe kein Vaterhaus mehr, laßt es mich hier zum Zweitenmale finden!“

„Du kommst uns Allen sehr überraschend,“ sagte der Professor, „wir glaubten Dich niemals wiederzusehen, nach den Nachrichten, welche wir von Dir oder vielmehr über Dich erhielten — und die sich nun durch Dein Kommen als ein Irrthum herausstellen. Darum sei noch einmal so herzlich willkommen wie einst!“

„Nachrichten über mich und nicht von mir?“ fragte Tuiska. „Ich habe Euch mehr als einmal geschrieben, ohne daß Ihr geantwortet —“

„Seit Neujahr erhielten wir keinen Brief von Dir," sagte die Professorin —

„So hat man sie unterschlagen!" rief Tuiska, „ich ahnte es wohl zuweilen —"

„Nach der Schweiz allerdings kein außergewöhnlicher Fall," sagte der Professor, „wenn auch Deine Briefe andrer Natur gewesen sein mögen, als diejenigen, welche sonst an mich verloren zu gehen pflegen — aber immerhin gehört mein Name draußen im Reich noch zu den verfehmten und es war bequem, Deine Briefe auf die Wünsche eines höheren Beamten oder — Fürsten verschwinden zu machen."

Tuiska warf einen Blick auf Bertha und dann auf die Professorin. Fand die sorgliche Mutter für die Ohren einer auch im Gemüth noch rein und unschuldig bewahrten Tochter, die fern von den Kabalen und Intriguen der großen Welt aufgewachsen und unbekannt geblieben war mit den Schlechtigkeiten und Niedrigkeiten einer in äußerlich geglätteten Formen sich bewegenden Gesellschaft, die ihr bisher nur den Eindruck lächerlicher Gezwungenheiten und Blasirtheit, aber nicht innerlicher Verworfenheit und Fäulniß gemacht — fand sie für diese nicht bedenklich und all zu verletzend, was Tuiska zu sagen hatte?

Die Professorin winkte ihr wieder zu im stillen Verständniß und Tuiska sagte nur: „Die Ursache meines Kommens ist bald erzählt: Mein Vater wollte mich gegen meinen Willen verloben, mit einem Mann, den ich nicht nur nicht liebte, den ich verachten mußte — ja der meine Hand

nur wünschte, um eine glänzende Carriere zu machen. Alle meine Bitten und Vorstellungen bei ihm selbst wie bei meinem Vater, all' der stille Widerstand der Bitten und Thränen, womit ich ein halbes Jahr lang den Kampf versuchte gegen die Gewalt meines Vaters, den eine schlaue Gemahlin als meine Stiefmutter beherrscht, aller Stolz und Trotz eines selbstständigen Weibes, das sein heiligstes Recht und seine eigenste Tugend sich nicht will entreißen lassen, war fruchtlos — nur diese Flucht konnte mich retten — komme ich auch beladen mit dem Vaterfluch;" fügte sie leiser im Arm der Professorin hinzu, „so komme ich doch nicht mit der Schande beladen, zu deren Opfer man mich ausersehen."

Und was Tuiska so nur angedeutet, das offenbarte sie später im Alleinsein der mütterlichen Freundin, vor der allein sie kein Geheimniß hatte.

Gerade bei der Gräfin von Somsfeld, auf deren schönem Landhaus Tuiska ein stilles Asyl gesucht, war es, wo sie bald, nachdem sie jenen Brief an Bertha geschrieben, den diese Uli vorlas, der Prinz zu finden und sich ihr zu nähern wußte. Er hatte sich unfern davon eine Villa gekauft, deren Park an den der Gräfin Somsfeld stieß. Hier suchte er Tuiska zu treffen und, wie es sich später fand, bot die Gräfin selbst dazu hilfreiche Hand und zeigte sich Alles als ein verabredeter Plan; was Tuiska als eine Art Rettungsmittel, ein stilles Asyl sich selbst gewählt — es war nur eine geschickt gestellte Falle der schlauen Stiefmutter, in der sich das arglose Opfer gefangen. Es liegt immer eine Gefahr

für ein stolzes Mädchen wie Tuiska in den Aufmerksamkeiten und Huldigungen eines Prinzen, der zugleich ein geistreicher, liebenswürdiger und mit äußeren Vorzügen begabter Mann ist. Tuiska wußte diese Huldigungen in Schranken zu halten durch das ganze Selbstbewußtsein ihrer weiblichen Würde, sie wich ihnen wohl hier und da aus, aber sie floh nicht davor, sie behandelte den Prinzen nicht anders als jeden andern Mann, der ihr in ähnlicher Weise zu nahen wagte, wie es ihr denn nirgend an Huldigungen und Bewerbern fehlte. Gerade durch diese Gleichstellung suchte sie ihm zu imponiren, ihn in Schranken zu halten, daß er nie vergesse, was er ihr schuldig sei an Achtung ihrer weiblichen Würde. So verging die Saison, so kehrte sie wieder in das Elternhaus zurück. Auf einem Ball kam es zu einer stürmischen Liebeserklärung des Prinzen — sie antwortete seiner Leidenschaft mit ruhiger Besonnenheit, stellte ihm jede trennende Schranke vor und erklärte selbst, daß sie wohl Achtung für ihn empfinde, aber keine Liebe und daß er sich dieselbe bei ihr bewahren möge. Er war betroffen, aber er setzte seine Liebesbewerbungen fort. Seine zärtlichen Briefe sandte sie unerbrochen zurück sammt den glänzenden Geschenken, welche sie begleiteten. Ihr Vater, so sehr er früher die Annäherungen des Prinzen an seine Tochter begünstigte, ja deren Ernennung als Hofdame gewünscht, schwieg jetzt doch ganz von seinen Plänen wie zu dem Allen und ließ sie gewähren. Als aber Baron von Colmar, der Günstling und Freund des Prinzen, um ihre Hand warb, schien

es ihm an der Zeit, ein Machtwort zu sprechen. Er sagte Ja und verlangte von Tuiska das Gleiche. Sie widersetzte sich und zwar um so mehr, als sie plötzlich das ganze Bubenstück durchschaute. Colmar sollte nur dem Namen nach ihr Gemahl sein, der Prinz im Geheimen seine Rechte erlangen — ihre Stiefmutter hatte diesen Plan vermittelt, ihr Vater ihn gebilligt, um sich so den Prinzen für immer zu verpflichten, den seine Weigerung ihm zum Feind gemacht hätte. Intriguen über Intriguen waren gespielt worden, bis die Dinge zu ihrer Reife gediehen. Herr von Bodenrieth versuchte an seiner Tochter jedes Mittel der Gewalt und Drohung, wie der väterlichen Bitte und Ermahnung. Er veröffentlichte ihre Verlobung ohne ihr Wissen, er bestimmte auf einige Wochen hinaus den Hochzeitstag. Er drohte mit seinem Fluch und daß sie schuld sei an dem ganzen Unglück seines Lebens, seiner ruinirten Laufbahn, wenn sie ihm den Prinzen zum Feinde mache. Er suchte jede mögliche Sophisterei hervor, um die Schande, welche man ihr zumuthete, zu einer Handlung kindlicher Pflicht zu veredeln, sie als etwas darzustellen, das keine Schmach sei weder vor der Welt, noch vor sich selbst, sondern nur als ein den Verhältnissen Rechnungtragen. Es war sehr wahrscheinlich, daß er auch die Briefe auf der Post auffangen ließ, welche sie verzweifelnd nach der Schweiz schrieb, um von dort einen Rath, einen Beistand zu erwarten — und doch nie die ersehnte Antwort erhielt. Statt dessen verbreitete sich wie durch die ganze Residenz bereits auch bis zu

Professor Schönborn durch dienstfertige Berichterstatter das Gerücht, daß Tuiska die Maitresse des Prinzen sei und welches Auskunftsmittel man erwählt, das äußere Dekorum zu bewahren.

Tuiska hatte indeß, seit sie als Braut galt, unter dem Vorwand von Kränklichkeit alle Gesellschaften gemieden — plötzlich war sie bereit, auf einem Ball des französischen Gesandten zu erscheinen. Nicht lange war sie dort, so suchte sie eine Gelegenheit sich unbemerkt zurückzuziehen. Die Wohnung lag nicht weit von der ihrigen und sie konnte bis dahin zu Fuß gehen. Dort hatte sie inzwischen, was nöthig war zur Flucht, gepackt und jetzt, wo sie Niemand erwartete, holte ihr ein bestochener Diener das Nöthige und brachte sie in einer Droschke auf den Bahnhof zu dem bereitstehenden Nachtzug. Briefe an ihren Vater und Colmar ließ sie zurück, an den Prinzen sandte sie gleichzeitig ein Schreiben, und in jedem erkärte sie, wie nur die Nothwehr vor einem Verbrechen, das man ihr zugemuthet, sie zur Flucht getrieben und daß die Heimath, in der man schon ihren Namen mit Schmach gebrandmarkt, sie niemals wieder sehen werde. So kam sie ohne Unterbrechung reisend in Zürich an, unverfolgt, wenigstens unerreicht und unbekannt mit den Folgen, die ihr Schritt wohl haben werde. —

Der Professor, welcher wohl ahnte, wie ungeduldig Uli auf die ihm versprochene Mittheilung sein werde, suchte den Ruhelosen noch spät in der Nacht in seinem Zimmer auf, um ihn diese wenigstens in seinen Hauptzügen zu geben.

Uli war gleich ihm erschüttert und Tuiska's Bild stand als das einer gequälten Märtyrerin vor ihm, das sich zugleich wieder zu dem einer Heldin wandelte, deren Kampf und Sieg ihn um so schöner erschien, als er ganz allein und auf einem Gebiet gefochten worden war, auf dem moralische Siege als Niederlagen zählen in den Augen einer äußerlich glänzenden und innerlich von Moder und Fäulniß verderbter Gesellschaft.

Da er am andern Morgen ihr in der Familie begegnen mußte, wich sie scheu ihm aus, weil sie an die Begegnung von gestern Abend dachte und sein „Du bist es!" für eine von ihm beabsichtigte Täuschung nahm, die Rolle des Oheims weiter zu spielen, von der sie tief sich verletzt gefühlt. Und wie hätte jetzt er eine andere Erklärung wagen mögen? Es blieb ihm Nichts übrig, als nach einer kurzen Stunde gemeinsamer Unterhaltung am Frühstückstisch zu scheiden und die Hoffnung des Wiedersehns mit sich zu nehmen.

XI.

Sechseläuten.

„Wie lächelt die Sonne; wie schmückt sich das All,
Wo Zwei sich in Liebe umfangen,
Da plätschert so freudig der Wasserfall,
Und die Vöglein singen mit lustigem Schall,
Und die Blümlein leuchten und prangen."
Adolf Stradtmann.

Wenn der Frühling kommt von den Bergen in die warmen Thäler und auf den lachenden See, dann feiert ihn das freie fröhliche Volk von Zürich in der heiter poetischen Weise eines uralt landesüblichen Gebrauches. Am ersten Montag nach dem Eintritt der Tages- und Nachtgleiche ertönt Abends um sechs Uhr die große Glocke des uralten Münster in langsamen Schwingungen zum Erstenmale um diese Stunde und wird dann den ganzen Sommer hindurch zu derselben gezogen. Es ist ein Gruß an den Frühling,

der über die ganze Stadt hin ihm feiernd entgegentönt und an dem alles Volk sich freudig betheiligt. Der ganze Tag ist ein Fest, das schon am Morgen begonnen. Ueberall feiert man ihn in heitern Genossenschaften, durch die ganze geschmückte Stadt wogt die ganze Bevölkerung ohne Unterschied von Reich und Arm, Hoch und Gering, viele in Masken im ungezwungenen harmlosen Scherz sich ergehend. Bald klingt dort ein fröhlicher Chorgesang, bald knallen da in die Luft gesendete Freudenschüsse. Auch der See wandelt sich zu einem Schauplatz festlichen Getümmels. Das Schweizerbanner entfaltet sich weit und mächtig auf den vollbesetzten Dampfschiffen, die Gäste herbeitragen von nah und fern. Auf buntbewimpelten Schiffen, auf geschmückten Booten und Gondeln fährt man hinaus in den See, sich dort zu begrüßen, wohl auch eine Wettfahrt zu wagen.

Auch Mr. Kennington wollte diesem nationalen Fest sich nicht entziehen. Dergleichen von fern oder in einer gewissen Gesondertheit mit anzusehen, entsprach gerade seinem Geschmack. Das Wasser war überhaupt sein Element. Seitdem die Luft milder geworden, hatte er immer eine Gondel zu seiner Verfügung, in der er sich von einem Schifferbuben auf dem See herumrudern ließ, zuweilen die Arbeit mit ihm theilte oder auch ganz ihm abnahm. Manchmal begleitete ihn Leontine, aber öfterer überließ er sich allein dieser Art von Unterhaltung, die seinem träumerischen Hange entsprach. An dem Festtag aber waren außer Leontine auch

die beiden Engländer mit ihm in der Gondel, die seine Schachtheilnehmer geworden.

Mr. Kennington war jetzt wieder reizbarer und aufgeregter, als im Lauf des Winters. War es, daß die drängende Kraft des Frühlings, die sich ringsum bald in Stürmen und Wettern, bald in flammenden Sonnenstrahlen und schwellenden Knospen offenbarte, auch in ihm Empfindungen wach rief, die er erstarrt glaubte in winterlicher Kälte, oder war es, weil an die Stelle eines unruhig bewegten Reiselebens ein zunächst von seiner Wunde und deren Folgen bedingtes Stillleben getreten war, in dem kein Wechsel mannigfacher Erscheinungen seinem stummen Hinbrüten entgegenarbeitete — oder war es die Annäherung Georg Sturm's an ihn selbst und noch mehr an Leontine, was ihn wieder zu einem Ruhelosen machte —: wer mag es bei einer Natur entscheiden, in der das Dämonische nach einer Herrschaft rang, die in die Nacht des Wahnsinns hinüberspielte. Wo ist überhaupt die Grenze zwischen Leidenschaft und Wahnsinn, zwischen irrigen Vorstellungen und wirklichem Irrsinn? Wo ist die Grenze, wo die Herrschaft der Vernunft ihre Endschaft erreicht, die Nachtseite der Menschennatur zu Geltung kommt und den göttlichen Lichtstrahl, der sie erhellen sollte, gleich einer umgekehrten Fackel verlöscht, oder die aufrechtstehende zu einer Brandfackel wird, das Gebäude der Vernunft in einer dunklen Gluth zu vernichten?

Weder Leontine noch Sturm hatten daher gewagt,

Mr. Kennington an Uli Fehringer zu erinnern, noch weniger eine Begegnung mit demselben herbeizuführen, da er durch ihn zumeist an die traurige Katastrophe erinnert werden mußte, die sein Unglück und seinen jetzigen Zustand veranlaßt.

Leontine erschrak darum auch jetzt, als sie von ihrer Gondel aus in einer etwas größeren Professor Schönborn mit seiner Familie, Tuiska mit eingerechnet, Georg Sturm und Uli Fehringer gewahrte. Es war eben der Augenblick, da die Sonne sich in Westen senkte und alle Höhen in der Opfergluth der Abendröthe strahlten, wo die große Glocke des Münster den Ton der Frühlingsfeier zum Erstenmale anstimmte und jeder Mund verstummte, auch das stillste Gespräch wie das lauteste Gejauchz unterbrochen wird, weil jedes Ohr den Tönen lauschte, die wie eine feierliche Verkündigung aus der Höhe herniederhallte. Nicht lange freilich dauerte das athemlose Schweigen, das keinen Ton verloren geben wollte; dann brach um so stürmischer der Jubel hervor, die Lust und das Lied zum Preise des Frühlings den Glockentönen sich vermählend. Freudensalven klangen in nächster Nähe wie von den fernsten Bergen, und nicht lange, so loderten von diesen überall Freudenfeuer empor, damit noch weiter, als das Ohr zu hören vermöge, die Kunde in die Lande dringe, ringsum an den lieblichen Seegestaden, daß der Frühling gekommen sei und der heitere Opferdienst eines glücklichen Volkes mit tausendfältigen Willkommen ihn empfange.

In dem Augenblick, wo die Interessen Aller auf einem Punkt sich vereinigten, hatte ein Zufall jene beiden erwähnten Gondeln in unmittelbare Nähe miteinander gebracht und in gleichem Augenblick begegneten sich die Augen Uli's und des Engländers. Der Ausdruck eines zugleich erschreckenden und feindlichen Erkennens lag in ihnen. Uli hatte seit jener Zeit sich nur wenig verändert, nur etwas männlicher und selbstbewußter waren seine Züge geworden, aber Niemand, der ihn vor wenig Jahren gekannt, hatte an ihm eine wesentliche Verschiedenheit von seinem frühern Aussehen zu bemerken vermögen. Anders war es mit Mr. Kennington. Physische und psychische Krankheit, zumeist die steten Selbstquälereien, mit denen er in einem unthätigen Leben sich folterte, hatten in seinem Aeußern sich ausgeprägt, ihn bleich und elend gemacht und um ein Jahrzehent gealtert. Aber da ihn Uli neben Leontinen sah und also die Voraussetzung haben konnte, daß dieser Mann Mr. Kennington sei, so war es für ihn unschwer, ihn wieder zu erkennen, wenn auch mit dem sofortigen Bemerken der mit ihm vorgegangenen Veränderungen.

Mr. Kennington aber ließ das Ruder sinken, das er selbst geführt und sagte zu Leontinen: „Was giebt es für eine Genugthuung diesem Menschen gegenüber, um dessentwillen ich meine Anna getödtet? Ich muß ihn sprechen!“

Leontine hatte längst diesen Augenblick gefürchtet und sah flehend zu Uli und Georg Sturm hinüber. Dieser hieß leise seinen Schiffer etwas vorwärts lenken und sagte zu

Uli: „Stellen Sie sich lieber, als erkannten Sie Mr. Kennington nicht — er ist halb wahnsinnig!“

Uli kehrte sich ab von ihm und blickte nach der andern Seite, indeß die Gondel weiter in den See hinaus steuerte. Aber gerade dies Abwenden war es, was auf Mr. Kennington's Gemüth die verderblichste Wirkung hatte. War eben jetzt Uli vor seinem gequälten Gewissen als eine rachedrohende Gestalt erschienen, so verstärkte sich dieser Eindruck durch Uli's Abkehren und das Fortlenken der Gondel — Mr. Kennington's erhitzte Einbildungskraft sah darin ein strafendes Zeichen der Verachtung — das konnte er nicht ertragen, er mußte es von sich wälzen, Uli durfte nicht so ihm wieder verschwinden — die nie schlummernde Qual des vor dieser Erscheinung mit aller Macht einer furchtbaren Anklage erwachten Gewissens drängte zu einem Aeußersten. Mr. Kennington ergriff das Ruder und steuerte jener Gondel zu — bald waren die beiden Boote hart aneinander, obwohl jene, ohne sich den Anschein einer Flucht zu geben, zur Seite lenkte. Der Engländer ward das gewahr, aber in der hereinbrechenden Dämmerung sowohl, die auf den See sich legte, als in der Aufregung des exaltirten Zustandes, in welchen dieser Moment ihn versetzte, übersah er den wieder weiter werdenden Zwischenraum, der die beiden Fahrzeuge von einander trennte — er wollte hinüberspringen, damit ihm Uli nicht wieder entschlüpfe — und sprang fehl — er erreichte die Gondel nicht und verschwand in dem hochaufspringendem Wasser.

Schreckens- und Angstgeschrei erscholl von allen Seiten. Uli und Sturm warfen gleichzeitig ihre Röcke ab und sprangen in das Wasser. Von allen Seiten eilten die Boote herbei, streckten sich Ruder und Stangen in hilfreichen Händen aus, den Unglücklichen zu retten. Uli hatte den Sinkenden zuerst erreicht und erfaßt — aber es schien, als ob er sich, sei es in der Verzweiflung selbstmörderischer Gedanken oder im Wahnsinn, der einen gefürchteten Feind zu erblicken glaubt, gegen den er sich wehren muß, seinen starken Rettungsarm verschmähe — er ließ ihn los und noch einmal von ihm erfaßt, zerrte er ihn mit sich in die Tiefe.

Tuiska, die sich mit ihren Verwandten noch in der Gondel, aus der Uli gesprungen und so in unmittelbarster Nähe des schrecklichsten Schauspiels befand, klammerte sich todtenblaß an die Professorin und sagte aus angstvoll bewegter Brust: „Er ist immer zum Retten bereit und ihn rettet Niemand!"

„Lass' uns nicht zu früh wehklagen," sagte die Professorin, „es sind ja so viel Leute und alle möglichen Rettungswerkzeuge auf dem Wasser — sieh — dort tauchen sie wieder empor!"

„Nein, das ist er nicht!" schrie Tuiska, „es sind dunkle Arme — auch in der Dämmerung würden wir das Weiß seiner Aermel noch unterscheiden!"

Aber jetzt sah man auch diesen wieder — Uli war ein starker Schwimmer und verlor auch jetzt die Gegenwart des Geistes nicht — er rief den Schiffern zu, wohin sie steuern

sollten, erfaßte noch einmal mit einer letzten Anstrengung den bewußtlos gewordenen Engländer und mit Sturm's und eines Schiffers Hilfe brachte er ihn glücklich in das Boot. Es gelang Sturm mit seiner letzten Kraft — die Schiffer und Leontine meinten nicht anders, als daß man zwei Leichen an das Ufer rudere.

Leontine warf sich auf Georg und spähte nach Leben auf seinem erstarrten Antlitz: „O Gott!" rief sie unwillkürlich, „daß er noch ein Opfer dieses Wahnsinnigen werden mußte!"

Uli, zwar selbst erschöpft und vom Wasser triefend, beschäftigte sich um Mr. Kennington und sah, wie dieser mit irren Augen auf Jene starrte — ein furchtbarer Ausdruck von Entsetzen und Verzweiflung malte sich darin — aber er vermochte kein Glied zu regen.

So brachte man sie an das Ufer und in einem Wagen in das Hotel, welches der Engländer bewohnte.

Uli, den Professor Schönborn und Andere mit sorglichen Fragen und Glückwünschen umringten, eilte mit diesen in ein näheres Haus, um sich umzukleiden.

Als dies geschehen, sagte der Professor zu ihm: „Fahren Sie auch mit mir hinaus auf die Flora, wohin meine vom Schreck angegriffenen Damen schon zurückgekehrt sind, damit sie ihr Anblick über Sie beruhigt."

„Gern," antwortete er, „aber vorher lassen Sie uns noch einmal nach meinen Gefährten fragen — Ihre Damen

werden wohl auch lieber wissen wollen, ob sie wieder zu sich gekommen, wie ich hoffe, und werden um Sturm und Leontine mehr besorgt sein, als um mich."

„Nein," antwortete der Professor, „Sie dürfen sich nicht mehr anstrengen, brauchen auch Ruhe und Erholung — von Jenen wird der Arzt, mit dem ich sprach, uns Nachricht senden oder bringen, wenn er sich von ihnen trennen kann — aber die arme Tuiska darf nicht länger, als eben sein mußte, um Sie in dieser qualvollen Unruhe sein."

„Tuiska?" wiederholte Uli befremdet, indem er aber den Anordnungen des Professors sich fügte.

„Lieber Fehringer!" sagte Schönborn, „täuschen Sie sich nicht länger über sich selbst. Sie liebten Tuiska schon bei ihrem ersten Hiersein — ohne sich dieses Gefühles bewußt zu sein, kämpften Sie dagegen — theils weil eine Verschiedenheit der Anschauungen sich fand, die in äußern Verhältnissen begründet war, theils weil Sie eine Braut hatten und keine Untreue begehen wollten — nicht einmal in Gedanken, darum täuschten Sie sich selbst und weil Sie mit Ihrer Liebe im Widerspruch waren, verschafften Sie sich eine egoistische Genugthuung und zugleich eine Schutzwehr, sich auch immer im Widerspruch mit dem Gegenstand Ihrer Liebe zu zeigen. Ich war mir bald über den Zustand Ihres Herzens klar, aber ich hütete mich wohl, Sie aus der Ruhe der Selbsttäuschung zu wecken, in die Sie sich selbst gewiegt — denn ich billigte Ihre Grundsätze und da Tuiska's Ent-

fernung erfolgte, hoffte ich, Sie würden Beide nie zur Erkenntniß Ihrer selbst kommen und einander vergessen, oder nur als vorübergehender Erscheinungen gedenken. Tuiska ist es gegangen, wie Ihnen — Sie schützte sich auch vor der Liebe durch Widerstand und Widerspruch. Sie wollte aus Hochmuth nicht lieben — sie ärgerte sich über sich selbst, daß sie genug moralische Kraft besaß, den Huldigungen eines liebenswerthen Fürsten zu widerstehen und dem Schweizerbürger gegenüber, der sich ihr schroff gegenüberstellte, einer Niederlage nahe war. Sie hat sie heute gehabt — seien Sie edel genug, ihr dieselbe sich selbst gegenüber zu ersparen. Sie ist gedemüthigt genug!"

„Wie soll ich Sie verstehen?" rief Uli, dem, eben dem Element des Wassers entronnen, zu Muthe war, als werde er in das Element des Feuers gestürzt, dessen lohende Flammen verhängnißvoll nach seinem Haupte und Herzen griffen. Seit er Tuiska wiedergesehen, seit er von dem Professor erfahren, was sie indeß erlebt und gelitten und wie sie endlich, nachdem jedes andere Mittel vergeblich versucht worden, durch eine Flucht sich frei gemacht, die sie allein, aber auch für immer aus unwürdigen Verhältnissen erlösen sollte: seitdem erkannte er in ihr die edle reine Frauenseele, die nur im Bann äußerer Formen zusammengeschnürt gewesen, die ihre auf die härtesten Proben gestellte Würde am sichersten dadurch zu wahren versuchte, daß sie den edlen Stolz, welcher die kräftigste Schutzwehr ihrer Moral geworden, auch da mit Aengstlichkeit festhielt, wo er statt die eig-

nen Rechte zu wahren, diejenigen Anderer beeinträchtigte. Und so ließ sein Widerspruch in demselben Maaße gegen sie nach, wie auch sie sich milder und mehr schüchtern als stolz gegen ihn zeigte und sein Betragen gegen sie hatte sich in das der zartesten Verehrung gewandelt, die er in sich um so weniger zu bekämpfen hatte, als kein anderes weibliches Wesen seinem Herzen angehörte. So lebte er in dem süßträumerischen Zustand einer noch unbewußten Liebe, die weder über sich selbst, noch über den Gegenstand ihrer Neigung, weder über dessen Gegenliebe, noch über die Zukunft reflectirt. Und jetzt auf einmal weckte ihn der Professor aus diesen Träumen, sprach es mit klarer Nüchternheit der Beobachtung aus, was in zwei stummen Herzen vor ihnen selbst und, wie sie meinten, vor Andern sorgfältig verborgen geheimnißvoll sich vorbereitet.

Und da Uli im Augenblick keine andern Worte fand, erzählte der Professor, wie Tuiska vorhin um ihn gezittert und endlich ohnmächtig geworden sei. „Ist Uli todt?" hatte sie aus ihr erwachend verzweiflungsvoll gefragt und da man es verneint, hatte sie in einen Thränenstrom ausbrechend gerufen: „Das überlebt' ich nicht!"

Uli versank in ein Meer von wunderbaren Bildern und Gedanken — so kamen sie am Hause des Professors an.

Tuiska war nicht im Wohnzimmer, als Bertha und ihre Mutter ihn mit freudigen Begrüßungen empfingen. Er wies ihre Lobsprüche zurück, dankte für ihre Freudenbezeugungen und fragte nach Tuiska.

„Sie ist in ihrem Zimmer," sagte Bertha. „Wir wollen sie herunter holen, wenn sie nicht kommt."

Uli ging mit ihr hinauf. Tuiska öffnete eben die Thür, sie hatte den Wagen fahren hören und gehofft, daß es Uli sei — aber sie hatte gezögert, um ihr stürmisches Herz zur Ruhe zu bringen, um, wenn nicht mit dem alten Stolz, doch mit der alten, stillen Würde dem geretteten Retter entgegenzutreten —

„Da kommst Du schon!" sagte Bertha und kehrte wieder auf der Treppe um, da der Vater sie von unten rief.

Uli küßte Tuiska's zitternde feine Hand und trat mit ihr in das Zimmer — „Hier vertrauten Sie mir einst schon," sagte er, „in einer großen Stunde, in der die kleinen Rücksichten des Lebens vor seiner höheren verstummten — vielleicht ist wieder ein solcher Augenblick gekommen — Tuiska! ist es wahr, darf der dem nahen Tod Entronnene auf einigen Antheil bei Ihnen rechnen?"

Sie antwortete nur mit einem Händedruck und einem seelenvollen Blick, neben dem glänzende Thränen quollen — aber mit der ganzen Herrschaft, deren ihre starke Seele über sich selbst fähig war, sagte sie: „Ich habe Ihnen damals vertraut und Sie haben mein Vertrauen gerechtfertigt — aber ich bin Ihre Schuldnerin geblieben —"

Er unterbrach sie: „Ich kenne Ihr Geschick, auch wenn ich es nicht aus Ihrem Munde erfuhr — ich wäre selig gestorben, wenn ich gewußt, daß diese Augen um mich

geweint — aber — Tuiska! lassen Sie uns nicht länger Verstecken spielen mit einander, wie es der Himmel that, indem er zwei Herzen, die er für einander schuf, in verschiedenen Sphären sich entfalten ließ, um endlich doch in einer sich zusammen zu finden — Tuiska! ich werfe den Stolz von mir, der gegen eine Liebe kämpfte, die einem Wesen galt, das meinem Bürgerthum ein altes Wappenschild hochmüthig entgegenhalten konnte —"

„Uli!" unterbrach sie ihn heftig, „das Wappenschild ist zerbrochen, zertreten — ich bin aus den verpesteten Kreisen geflohen, in denen es eine Geltung hatte — ich habe keine Heimath, keinen Vater mehr, er hat mich verstoßen, enterbt — ich bin eine Waise, die Nichte des Professor Schönborn — ich spiele nicht Verstecken!"

Er legte seine Arme um sie und sie weinte an seiner Brust — dann wechselten sie süße Namen und Küsse und demüthigten sich vor einander, wie sie einst nur um sich vor der Liebe zu schützen einander gedemüthigt — und dann wußten sie im seligen Selbstvergessen kaum, wie sie das so lange ausgehalten und dann wieder nicht, wie es jetzt auf einmal anders geworden und eine Stunde der Erschütterung des Sieges von ihren Lippen gelöst und wie Alles so plötzlich kam — und wie der Sprung eines Halbwahnsinnigen und Uli's edle Selbstaufopferung, auch den Feind zu retten, zum Vermittler dieser Geständnisse geworden.

Und diese Erinnerung brachte sie wieder in die Gegenwart zurück! Sie gingen hinab zu den Andern, zu denen

eben der Arzt gekommen, um zu berichten, daß Mr. Kennington und Georg Sturm sich erholt, und daß nur der Erstere längere Zeit an den Folgen der Erkältung und der ausgestandenen Angst an einem Fieber werde zu leiden haben.

XII.

Auf der Wengeralp.

„Seht dort, im weißen Schleier, aufragt der
Jungfrau Haupt,
Als Bräut'gam hat ihr der Morgen mit Rosen
die Stirn umlaubt,
Sie hat mit bunten Blumen gestickt das grüne
Gewand,
D'ran spielen rauschende Quellen, ein flatternd
Silberband;
Ob ihr wölbt sich zur Kuppel der Lüfte blauer
Strom,
Der spitzen Gletscher Reihe rings scheint die
Orgel im Dom."

Anastasius Grün.

Indeß Uli und Tuiska jener Feier des „Sechseläutens" die höchsten Wonnen in gegenseitiger Liebesoffenbarung dankten, die jetzt erst ihnen selbst klar ward, da sie einander ihre geheimsten Empfindungen zu erklären suchten und so

eine Reihe „sonnenhafter und frohmuthiger Tage“, wie Tuiska sagte, verlebten, lag Mr. Kennington wieder an den Folgen seines Wassersprunges und der damit verbundenen Aufregung danieder und Leontine war auf's Neue seine unzertrennliche Pflegerin geworden.

Er war seitdem in ein dumpfes Brüten versunken und sprach fast kein Wort. Nie erwähnte er jenes Vorfalles und Leontine hütete sich darum wohl, desselben zu gedenken. Er fragte nicht nach Uli und so fand es auch Leontine gerathen, seiner nicht zu erwähnen. Georg Sturm hatte sich bald wieder erholt und kam zuweilen, aber Mr. Kennington war gegen ihn wo möglich noch wortkarger, als gegen seine übrige Umgebung.

Auch der Professor Schönborn fragte öfter nach und suchte Leontinen allein zu sprechen, um ihr wenigstens den Trost freundschaftlichen Verständnisses in ihrer verlassenen Lage zu bringen, in der eine Veränderung nicht möglich und doch so nothwendig erschien. Die Professorin wußte, daß Georg und Leontine sich mit jener tiefen leidenschaftslosen und darum um so beständigeren Zuneigung liebten, welche auf die Erkenntniß des gegenseitigen Werthes sich gründet und bei dem Manne meist erst dann eintritt, wenn die Leidenschaft in Täuschungen sich gekühlt und der Glaube an die Liebe, an das Weib und an das eigene Herz schon einmal verloren gewesen. Sie glaubte, daß diese Beiden in inniger Vereinigung das Glück des Lebens wiederfinden würden — aber eben so wenig konnte sie Leontinen's treue

Ausdauer bei Mr. Kennington mißbilligen, da ein unglückliches Verhängniß und ihr gegebenes Wort sie einmal zur barmherzigen Schwester dieses Unglücklichen und Halbwahnsinnigen gemacht hatten. Die Professorin sagte sich selbst, daß Leontine nicht anders handeln konnte, als sie that, daß sie lieber das Zürnen ihres Bruders, die Verdächtigung der Welt und das Verzichten auf eigenes Lebensglück ertragen wollte, als den Vorwurf des Gewissens, am Untergange, vielleicht am Tode eines ihr werthgewordenen Menschen Schuld zu sein. Und so wagte auch die Professorin keinen Widerspruch gegen Leontinen's Selbstaufopferung, weil sie sich sagte, daß auch sie nicht anders handeln würde; aber sie hoffte noch auf eine Aenderung dieser Lage, freilich kaum anders als durch Mr. Kennington's Tod oder vollständigen Wahnsinn — denn seine Wiederherstellung glaubte sie scharfblickend nur in dem Liebesglück mit Leontinen zu finden, da sie die Macht derselben über ihn doch keiner andern Kraft zuschreiben konnte, wenn auch der Engländer selbst mit dem Gespenst der gemordeten Gattin vor seiner Seele weder den Muth eines Liebesgeständnisses hatte, noch den, und zwar noch weniger, einem andern Wesen den Platz zu bieten, der neben ihm nur leer geworden durch seine eigene Schuld.

In diesem tragischen Conflict, wo so viel auf dem Spiele stand, mochte es Niemand wagen, weder eine friedliche, noch eine gewaltsame Lösung zu versuchen, selbst der liebende Georg nicht, weil auch er schon in den Erfahrungen

des Lebens der Nemesis begegnet war, die ihn daran erinnerte, daß er das Glück, was er jetzt sich vorenthalten sah, vor einem Jahrzehnt leichtsinnig von sich gestoßen.

So vergingen wieder Wochen ohne Aenderung und Ereignisse, bis Mr. Kennington äußerlich wieder ganz genesen, aber innerlich verschlossener als je, erklärte, nun Zürich wieder verlassen und in das Berner Oberland gehen zu wollen. Zu Leontinen's Verwunderung lud er Georg Sturm zur Begleitung ein und dieser sagte zu, wenn auch eben so verwundert.

„Wir wollen die Jungfrau sehen, vielleicht besteigen," sagte Mr. Kennington — und bald war man auf dem Wege dahin. Da Leontine von Professor Schönborn's Abschied nahm, sagte die Professorin: „Wer weiß, ob wir uns nicht irgendwo in den Alpen treffen. Uli Fehringer will seiner Braut sein schönes Heimathland zeigen und ich werde sie als Ehrendame begleiten müssen."

So geschah es auch.

An einem wundervollen Junimorgen schritten Mr. Kennington, Georg und Leontine, von einem Führer geleitet, von Lauterbrunnen aus einen steilen Alpenpfad empor. Hoch am Felsen flatterte der Staubbach, als winke er mit seinem Silberbad fröhlich hinauf. Verlockend klangen die Töne des Alphorn's hinab in das tiefgraue Thal. Rings umgaben es hohe Felsen, da und dort mit grünen Vorbergen geschmückt, so malerisch wie das Wort, das sie nennt: Maiensäße hier, oder les mayens in der französischen

Schweiz, damit bezeichnend, daß hier im Mai das Vieh die erste Weide findet, während sie auf den höheren Bergen noch nicht grün ist, dahin es erst später getrieben wird. Mühsam und steil windet sich der grobsteinige Saumpfad an den östlichen Bergwänden empor. Wie leuchten die tiefgrünen Matten von Lauterbrunnen morgensonnentrunken empor, wie flimmern und stäuben die Wasserfälle von allen Felsen. Drüben lehnt ein Kirchlein an der Höhe, von einer Anzahl niedlicher Schweizerhäuschen umgeben, wie eine Gluckhenne mit ihren Küchlein. Auf allen grünen Plätzen, die zwischen den Felsen an sonnigwarmen Stellen schimmern, springen Kühe und Lämmer mit muntern Ziegen untereinander, tönt ein anmuthiges Klingeln und Läuten herab von den Glöcklein an ihrem Halse. — Die Tannen werden kürzer und struppiger, Alpenrosen entfalten ihre Pracht. Da ist die Wengeralp erreicht, baumlos und grünrasig, eine prächtige Kräuterweide. Diese Alp ist eine sanfte Bergstufe, der Jungfraugruppe gegenüber. Die Kette ist so schön, so überschaulich. Die schneespiegelnde Jungfrau steht als breite, gewaltige, hier noch achttausend Fuß hohe, sanft zugehende Pyramide da, von unten auf ein majestätischer Felsenbau, ohne Weiden und Büsche, nur schmales Grasband umgürtet sie hier und da, große Risse und jähe Zinken ragen von ihr empor, Gletschermeere steigen rechts und links von ihr hinab in's Thal. An der Westseite erhebt sich wie ganz aus Schnee als Vorgipfel das Silberhorn. Durch Gletscherrücken mit ihr verbunden stehen der

Mönch und der Eiger, von beiden her fluthet ein blaukantiger, weit gedehnter Gletscher. Nur ein Trümmerthal trennt die Wengeralp von diesen Bergen. In dies Thal stürzen alle Felsblöcke, Lawinen und Gletscherbrüche in der Mittagsstunde zahlreich und mit dumpfem Krachen. Ihre Risse und Spalten schimmern blaßgrün und himmelblau, denn je mächtiger die Eismassen, je tiefer ist ihre Bläue; wenn die Eisgewölbe zusammenbrechen von der unterirdisch schmelzenden Erdwärme, klingt es wie ein hallender Donner. Die zerrissenen Eismassen, von ihrem Gewicht gezogen, senken sich an den Halden abwärts nieder und kriechen gegen das Thalgelände vor. So wandeln und stürzen die Firnen von den höchsten Gipfeln herunter, werden Gletscher und verdunsten unter Blumen.

An diesem wunderbaren Schauplatz sichtbarlich und doch geheimnißvoll waltender Naturkräfte war es, wo Leontine zu Mr. Kennington, seine Hand ergreifend, sagte: „Ist es nicht, als müßten hier oben alle Leidenschaften und Qualen schweigen und inmitten dieser gewaltigen, nie rastenden Schöpfungskraft auch der Mensch sich wieder aufrichten zu neuem Leben und zu neuer That?“

„Sie haben Recht!“ sagte er mit leiser unheimlicher Stimme; „es drängt mich auch zu einer That und zu einer Entscheidung, darum habe ich gerade hierher unsere Schritte gelenkt.“

Oben auf der Wengeralp ist ein Gebäude zur Aufnahme der Reisenden, das sich „Hôtel de la Jungfrau“

nennt — aus ihm traten jetzt mehrere Reisende, darunter die Professorin Schönborn, Uli und Tuiska.

Leontine ging auf Erstere zu, sie zu begrüßen. Mr. Kennington erkannte Uli — dies unerwartete Begegnen war ihm wieder wie das Erscheinen eines Gespenstes, das sich hier, wo er es am wenigsten zu sehen gemeint, vor ihn hinstellte — entweder um ihn zur Rechenschaft zu fordern, oder, gleich dem Gespenst im Hamlet, zur That zu drängen. Er wandte sich ab und ging allein, indeß die Andern einander begrüßten, weiter zur Rechten, wo der jähe Abgrund über dem Trümmerthal sich erhob.

Nicht lange darauf bemerkte Georg sein Entfernen und folgte ihm. Als ihn der Engländer auf sich zukommen sah, kehrte er sich nach Sturm um und sagte ruhig zu ihm:

„Es scheint, daß ein eigenes Verhängniß über uns waltet: Zweimal lieben wir Beide dasselbe weibliche Wesen. Anna entsagte Ihnen, um mir äußerlich zu gehören, aber Ihr Bild blieb in ihrem Herzen. Noch ist die Schuld, die mich zu ihrem Mörder machte, nicht gesühnt dadurch, daß ich mich Ihnen näherte, — ihr Schatten hätte uns versöhnen können — aber es wandelt ein lebendes Wesen noch einmal zwischen uns und eine wachende Nemesis folgt mir auf jeden Schritt und Tritt. Um meiner Schuld gegen Anna Willen wagte ich nicht um Leontine zu werben, an ihrer Seite mir ein neues Glück zu gründen — da sind Sie wieder da, der vor mir Geliebte, — da muß sich in einem schrecklichen Augenblick, wo mir in jenem Fehringer eine

neue Mahnung an meine Schuld urplötzlich begegnet, wo ich sinnlos in's Wasser stürze und, mit Ihnen zugleich dem verderbendrohenden Elemente abgerungen, gleich einem Sterbenden daliege, es sich mir offenbaren, daß Sie auch jetzt vielleicht der mehr Geliebte sind, daß Leontine mich vielleicht nur darum nicht verläßt, weil sie Mitleid an mich bindet. Seitdem habe ich mit mir gerungen und habe Kraft genug, dies Mitleid zu verachten — es muß zu einer Entscheidung kommen. Sehen Sie da drüben, über dem Felsenspalt, die farbenprächtige Alpenrose — lassen Sie uns Beide nach ihr klettern, der Eine zur Rechten, der Andere zur Linken — und wer sie bricht, der mag sie Leontinen bringen — und der Andere mag seine dunkle Straße weiter wandeln."

„Mein Herr," sagte Georg, „das wäre ein unwürdiges Spiel, vielleicht eine Wette im englischen Geschmack, meine gerade Deutschheit kann darin nur widerliche Unnatur erblicken. Soll es eine Entscheidung sein, so kann nur Leontine selbst sie geben."

„Nein," rief Mr. Kennington heftig, „das kann sie eben nicht! Das widersteht ihrer zarten Weiblichkeit, um Keinen von uns elend zu machen, um ihr Gewissen sich frei zu erhalten, wird sie eben Keinen von uns Beiden wählen. Unsere Pflicht ist's, ihr diese Wahl zu ersparen — wenn Sie das nicht begreifen, so kennen Sie Leontinen nicht!"

Georg fand etwas Wahres in diesen Worten, aber er wollte eben mit allen Waffen der Sittlichkeit und freien

Menschenwürde gegen einen Vorschlag kämpfen, der ihn gleichzeitig an die Ordalien des Mittelalters, wie an die barocke Idee eines spleensüchtigen Engländers gemahnte, und von einem Menschen kam, der schon lange Zeit an den Grenzmarken von Vernunftschlüssen und Wahnsinnsausbrüchen hin- und hertaumelte, als Mr. Kennington, Leontine und Uli aus der Ferne erblickend, Georg heftig beim Arm faßte und mit dem Ausruf: „Sehen Sie, dort ist der Preis!" den unvorbereiteten Georg mit sich in den Felsenspalt hinunterriß.

Leontine hatte die Beiden nicht mehr gesehen — nur ein dumpfer Schrei klang an ihr Ohr — angstvoll rief sie Mr. Kennington's Namen, Schreckliches ahnend — sie eilte weiter vor — Nichts ließ sich sehen und hören — sie irrte an der Felskante umher — da unten lag Mr. Kennington's Hut — und aus der Tiefe des Eisgetrümmers herauf klang es wie ein menschliches Wimmern.

Wie konnte sie zweifeln? Der Augenblick war gekommen, den zu verhüten sie sich selbst, ihren Ruf und ihre Liebe geopfert: das reißende Thier der Leidenschaft war in dem Unglücklichen aufgesprungen und hatte ihn selbst und einen Andern zerrissen — Sie ahnte — wußte — sah es — aber sie hatte keinen Schrei, keine Thräne, sie stürzte sich nicht nach in ohnmächtiger Verzweiflung — sie sagte zu Uli: „Dort unten sind Zwei verunglückt — ist Rettung möglich?"

„Versucht muß sie werden!" antwortete Uli entschlossen

— aber von hier aus führte jeder Schritt zum sichern Sturz — wagen Sie hier keinen hinunter, er wäre nur ein frevelhafter Selbstmord — vielleicht ist auf einem Umwege hinzugelangen."

„So nehmen Sie mich mit!" sagte sie entschlossen.

„Nein!" antwortete er kurz; „es ist kein Weg für Frauen, für Keinen, der unkundig der Alpenwege — Sie hielten uns nur auf oder verunglückten selbst — bleiben und warten Sie — oder nein! — ein Führer mag Sie hinunter geleiten in den Weiher zur Rechten, dort warten Sie, denn dorthin bringen wir die Beiden — wenn es möglich!"

Uli rief die Führer zusammen, die sich hier fanden, erzählte und berathschlagte in Eile mit ihnen, nahm schnellen Abschied von seiner Braut und eilte mit einigen Aelplern den nächstmöglichen, aber dennoch beschwerlichen Weg hinunter.

Tuiska und die Professorin gingen mit Leontine und dem ihr beigegebenen Führer zu dem bezeichneten Weiher hinunter. Stumme, angstvoll beklommene Wanderer. Das Schreckliche, das eben mitten in den Entzückungen über die erhabenste Schönheit der Natur über sie gekommen wie die plötzliche vernichtende Gewalt der donnernden Lawine, drückte Alle zugleich. Leontine erwartete den Freund und den Geliebten als Sterbende — oder gar nicht wiederzufinden — ahnungslos, daß es ein Kampf um sie gewesen, der sie an den Abgrund geführt — warf sie sich doch

vor, Mr. Kennington gerade jetzt und hier so lange aus den Augen gelassen zu haben. Tuiska — zugleich auf dem Gipfel des höchsten Glückes an Uli's Seite für das Leben wie auf seiner heimischen Alpe in ihrem zweiten schöneren Vaterlande, zitterte für den theuren Bräutigam — und doch konnte sie ihn nicht zurückhalten, auf's Neue ein Wagstück zu begehen, um Menschenleben zu retten. Erst wenig Tage vor ihrer Reise hatte sie einen Brief ihres Vaters erhalten, der auf ihre Bitte seine Einwilligung zu ihrer Verheirathung mit Uli Fehringer gab und ihr mütterliches Erbe verhieß — Beides unter der Bedingung, daß sie nie zu ihm in die Residenz zurückkehre — und vor der Welt und seiner Gemahlin für immer als eine von ihm Verstoßene gelte — denn nur so könne er sich den Prinzen versöhnen und sich vor vollständiger Ungnade schützen. Herr von Bodenrieth selbst war durch die verzweifelnde Flucht seiner Tochter doch etwas zur Ernüchterung gekommen und sein besseres Selbst gab ihm sogar einen Augenblick der Freude, als er erlebte, daß trotz seines Zwanges, den er, gleichzeitig von seinem eigenen höfischen Ehrgeiz und seiner herrischen Gemahlin geleitet, walten ließ, sein einziges Kind sich für ein besseres Loos gerettet. Nun erschien ihm in ihrer baldigen Verheirathung in einem andern Lande die beste Garantie zu liegen, daß sie, da sie einmal zu keinem Werkzeug seiner ehrgeizigen Pläne zu brauchen war, für immer aus seinem Kreise verschwand und als eine verstoßene Tochter in ganz andern bürgerlichen Verhältnissen des Aus-

landes der Vergessenheit anheimfiel. Er war so gleichzeitig gegen die Vorwürfe seines eigenen Gewissens, wie gegen die des Hofes geschützt — so bald sie einmal verraucht waren und er selbst seine Einwilligung nur als einen nothwendigen Akt darstellte.

So war Tuiska jetzt am nahen Ziele eines kaum je als möglich geträumten Glückes — und vielleicht sank es in dieser Stunde in Trümmer. —

So nahte der Abend — die Alpen glühten in der letzten Purpurpracht — graue Nebel quollen aus den Thälern — auf den Schneegipfeln der Jungfrau weilte der Schimmer bis zuletzt — jetzt erlosch auch er — und so sei auch das dunkle Nachtstück verhüllt, das jetzt Alle, vor denen es sich entfaltete, wenigstens auf Augenblicke vergessen ließ, daß es noch Sonnenschein auf der Welt gäbe und Tage ungetrübten Glückes.

Uli kam mit den Aelplern zurück, da es dunkel ward, und Tuiska weinte an dem Herzen des schon Verlorengeglaubten — aber mit allen Mühen hatten die auf Rettung Ausgegangenen den Felsen und Gletscherthal nur zwei zerschmetterte Leichen abringen können und Leontine sank bewußtlos zwischen Beiden nieder. — —

Einige Tage darauf waren die Reisenden in Luzern. Leontine wäre gern einsiedlerisch an den frischen Gräbern zurückgeblieben — aber die Professorin duldete es nicht. Weder das Entsetzen noch das Unglück tödten schnell, wenn sie auch langsam das Lebensmark verzehren. Leontine hatte

sich beherrschen lernen in schweren Prüfungen und sie beherrschte sich auch jetzt, aber die Qualen und Schmerzen in ihrem Innern waren um desto tiefer, je weniger sie ihnen Ausbrüche nach der Oberfläche gestattete, welche das Hülfsmittel leidenschaftlicher und egoistischer Naturen sind, die keine Rücksichten für ihre Umgebungen kennen. Die Professorin wollte sie nicht von sich lassen und, für ihr Mitgefühl dankbar, fühlte Leontine die Pflicht in sich, sie und ihre Umgebung nicht mit dem Anblick ihrer tiefen Wunden zu quälen. Noch stiller und bleicher, wie sie immer gewesen, verbarg sie im Uebrigen doch ihr Leid hinter einer ruhigen Außenseite. Es war kein Jammer, von dem man wußte: so könne er nicht lange bleiben, die Zeit werde ihn mit sich hinwegführen. Solche Schmerzen und in solchen Naturen, wie die ihrigen, bleiben immer und die Zeit hat nur die Kraft, dabei die schon anfänglich geübte Selbstbeherrschung so weit zu steigern, daß sie wieder nach einem Lebensberuf, nach der Erfüllung neuer, am liebsten schwerer Pflichten verlangt.

Herr Suter war vor einigen Wochen gestorben, ohne sich von dem Schlaganfall des vorigen Herbstes ganz erholt zu haben, außer so, daß er seine Tochter, die nicht von seinem Lager wich, mit immer väterlicherer Liebe behandelte und erst jetzt ganz einsah, welchen Schatz er in ihr gehabt. Dagegen war ihm Tante Babette unerträglich und so hatte er sie schon einige Wochen vor seinem Tode genöthigt, sein Haus zu verlassen, und sie in ein Stift eingekauft, das

klösterlicher Art war, aber mehr eine Versorgungsanstalt, als ein religiöser Orden.

Jetzt lebte Liesli allein und hatte außer einer Haushälterin die unglückliche Gerty zu sich genommen, da ihr Erni als Mörder zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt worden war.

Uli's erster Gang in Luzern war zu Willi Luckhardt gewesen, sein zweiter war zu Liesli. Uli hatte Willi in der frühern Thätigkeit gefunden, beseelt von dem reinsten Eifer, seinem Vaterland, seinen Mitbürgern zu nützen, und darin anerkannt von Allen seiner Partei, geachtet von einem Jeden — aber er hatte auch auf dem geheimsten Grund seines Herzens die immer gleiche Liebe zu Liesli gefunden, die er inzwischen nur von fern wiedergesehen, außer bei dem Begräbniß des Vaters, wo er ihr seine Theilnahme gezeigt und ihm mit das letzte Geleit gegeben hatte.

Uli's Entschluß war gefaßt. Liesli kam ihm still und schwesterlich freundlich entgegen. Zuerst sprach er mit ihr von dem Tode ihres Vaters, dann von seiner Braut und seinem Glück — und dann von Willi Luckhardt. Er schilderte ihr seine jahrelang bekämpfte Liebe, erst, weil sie eine Verlobte gewesen, dann weil die Partei und der Wahlkampf ihn von ihrem Vater getrennt — „aber," fuhr Uli fort, „als Mensch hat Ihr Vater ihn mehr geehrt, als jeden Andern — und was die Stellung der Parteien betrifft, die reicht so wenig über das Grab hinaus und darf eine tren-

nende Kraft haben, als für uns Beide der Wunsch verstorbener Eltern eine bindende Kraft hatte.“ —

Liesli's Zittern, Erröthen und Weinen verrieth ihm schon, was Willi hoffen durfte, noch mehr aber ihr hervorbrechender Ruf: „Es ist unmöglich — ich bin ihn nimmer werth!“

Uli ging.

Noch derselbe Abend vereinte in Suter's Landhaus zwei glückliche Paare. Tuiska und Uli, Willi und Liesli, die einander Alles erklärten, was sie in jahrelanger stillbekämpfter Liebe gelitten und geirrt. Fürsprech Luckhardt gab gern seinen Segen und nach einem halben Jahre traute Walther Suter in seiner eigenen kleinen Kirche seine Schwester mit Willi Luckhardt.

Ende des letzten Bandes.

Dessau,

Druck von Gebrüder Katz.